

# Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

BN 0939 - 334X | Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

60. Jahrgang | 24.04.2008 | 1/2

## Zum 60sten Jahrgang der „Geschichte der Pharmazie“

Universitäts-  
Bibliothek  
Braunschweig

→ **Recht unspektakulär begann die Geschichte der Beilage zur „Süddeutschen Apothekerzeitung“, später zur „Deutschen Apotheker-Zeitung“ im Jahre 1949, nur fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten**

Wolf-Dieter Müller-Jahncke,  
Heidelberg

**Weltkriegs. Es war der vielseitige Mittenwalder Apotheker, Kurator des Deutschen Apotheken-Museums in München, Lehrbe-**

**auftragter für Geschichte der Pharmazie an der Universität Innsbruck und Präsident der Bayerischen Landesapothekerkammer von 1949 bis 1950, Fritz Ferchl (1892-1953), der auf die von ihm herausgegebene Beilage der „Deutschen Apotheker-Zeitung“ zurückgriff, die von 1933 bis 1939 unter dem Titel „Zur Geschichte der Deutschen Apotheke“ erschienen war (Abb. 1).**

970056 12

In Nummer 13 der „Süddeutschen Apotheker-Zeitung“ von 1949 veröffentlichte er eine Rubrik „Zur Geschichte der Pharmazie“ und eröffnete die nicht zusammenhängende Artikelserie mit einer Studie zu „Christus als Apotheker“ (Abb. 2). Wie in „Zur Geschichte der Deutschen Apotheke“ schrieb Ferchl einen Großteil der Artikel selbst, konnte nun aber neue Autoren wie beispielsweise Walter Dörr (1902-1952), Hermann Gittner (1891-1963) und Georg Edmund Dann (1898-1979) gewinnen, die das wissenschaftliche Spektrum erweiterten. Ab 1952 wurden die bisher unselbstständigen Publikationen zu Heften zusammengefasst, die viermal im Jahr erschienen (Abb. 3). Zugleich erweiterte sich der Autorenkreis um jüngere Pharmaziehistoriker wie Wolfgang Schneider (1912-2007), Wolfgang-Hagen Hein (1920-2003), Wilhelm Brachmann (1900-1987) und viele andere. Außerdem bereicherten nach der Gründung der „Internationalen Gesellschaft für Geschichte der

Pharmazie“ im Jahre 1954 eine Reihe deutschsprachiger Ausländer wie Kurt Ganzinger (1913-1994, Österreich), Franz Minařík (1887-1972, Jugoslawien) oder Dirk Arnold Wittop Koning (1911-2001, Niederlande) die Hefte. Seit dieser Zeit führte „Zur Geschichte der Pharmazie“ den Untertitel „Geschichtsbeilage der Deutschen Apotheker-Zeitung zugleich Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.“. Dies bedingte, dass nun auch vermehrt „Mitteilungen für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.“ erschienen, so Berichte aus den Landesgruppen, Ehrungen und Kongressankündigungen und -berichte. Nach Ferchls frühem Tod 1953 ging die Redaktion auf den versierten Pharmaziehistoriker Georg Edmund Dann über, der den Medizinhistoriker Heinrich Schipperges (1918-2003), den Marburger Pharmaziehistoriker Rudolf Schmitz (1918-1992) sowie andere in- und ausländische Kapazitäten auf dem

### EDITORIAL



#### Die Geschichte der Pharmazie lebt!

Während die Anzahl der Stellen für hauptamtliche Pharmaziehistoriker in

Deutschland in den letzten Jahren drastisch reduziert wurde, konnte die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie ihre Mitgliederzahl halten. Das Interesse an der Beschäftigung mit der Pharmaziegeschichte scheint – allen politischen Unbilden zum Trotz – ungebrochen zu sein. Sichtbares Zeichen für das wissenschaftliche Leben einer Fachgesellschaft ist ihr Publikationsorgan. Die deutschen Pharmaziehistoriker können hier auf eine Zeitschrift verweisen, die inzwischen im 60. Jahrgang erscheint. In nationalsozialistischer Zeit unter dem Titel „Zur Geschichte der Deutschen Apotheke“ als Beilage der Süddeutschen Apotheker-Zeitung entstanden, war das Periodikum immer ein Spiegel der pharmaziehistorischen Forschung in Deutschland. Es lässt aber auch die Handschrift unterschiedlicher Redakteure, wie Fritz Ferchl (1892-1953), Georg Edmund Dann (1898-1979), Paul Hermann Berges und Wolf-Dieter Müller-Jahncke, der seit 1990 (ab 2000 zusammen mit Christoph Friedrich) der Zeitschrift ein neues Profil verlieh, erkennen. Neben altbewährten kulturgeschichtlichen Aufsätzen erschienen in der Zeitschrift, die seit 1990 den Namen „Geschichte der Pharmazie. DAZ-Beilage“ trägt, zunehmend Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Pharmazie sowie zur Chemie-, Biologie- und Medizingeschichte. Zugleich erhöhte sich auch der Anteil ausländischer Autoren, die gelegentlich sogar in englischer Sprache publizierten, weshalb die „Geschichte der Pharmazie“ inzwischen auch international und in der Wissenschaftsgeschichte zunehmende Anerkennung findet. Dass die Geschichte der Pharmazie lebt, soll aber auch die am Freitag beginnende pharmaziehistorische Biennale in Husum zeigen, die sich einem modernen arzneimittelgeschichtlichen Thema widmen wird und auf der ich hoffentlich viele Mitglieder unserer Gesellschaft und Freunde des Faches begrüßen darf.

Ihr  
Christoph Friedrich





Abb. 1: 1933-1939

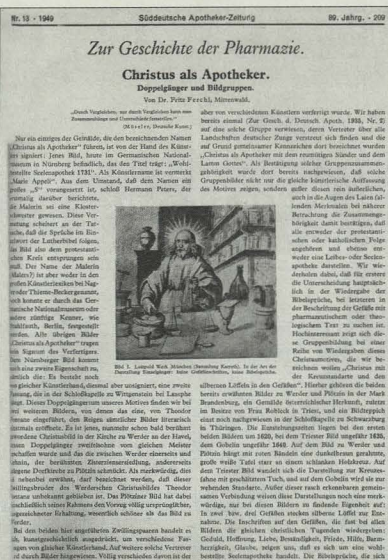


Abb. 2: 1949

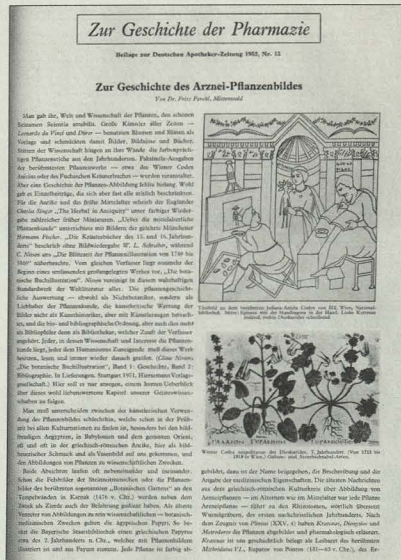


Abb. 3: 1952

Gebiet der Wissenschafts-, Medizin- und Pharmaziegeschichte als Autoren gewann. Im Jahre 1969 wurde im 21. Jahrgang der Titel der Beilage in „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ geändert, der Untertitel jedoch beibehalten (Abb. 4). Inzwischen war Dann zum Präsident der „Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“ (1954-1969) gewählt worden; als Generalsekretär der Gesellschaft fungierte der Redakteur der „Deutschen Apotheker-Zeitung“, Herbert Hügel (1905-1988). Dann und Hügel prägten das Gesicht der Beilage, die kontinuierlich junge Pharmaziehistoriker wie Karlheinz Bartels (\*1937), Erika Hickel (\*1934) Christa Habrich (\*1940), Irmgard Müller (\*1938) und Werner Dressendörfer (\*1947)

förderte, aber auch Studien ausgewiesener Kenner wie Armin Wankmüller (\*1924), Karoly Zalai (\*1921) oder Joachim Telle (\*1939) veröffentlichte. Mit dem 30sten Jahrgang 1978 gab Dann, nunmehr 80 Jahre alt, nach 25-jähriger Redaktionstätigkeit die „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ in jüngere Hände. Paul-Hermann Berges (\*1940) als Leiter und Wolf-Dieter Müller-Jahncke (\*1944) als Mitarbeiter gestalteten nunmehr die Beilage. In dieser Zeit wurden erstmals Studien von Medizin- und Pharmaziehistorikern aus der DDR veröffentlicht, so von Wolfram Kaiser (\*1923) aus Halle und Christoph Friedrich (\*1954) aus Greifswald. Die Zahl der Veröffentlichungen ausländischer Pharmaziehistoriker stieg beständig an und auch englischsprachige Studien wie beispielsweise von David Cowen (1949-2006) kamen zum Abdruck. Mit dem 42. Jahrgang 1990 änderten sich als Folge des Ausscheidens von Paul-Hermann Berges aus der Redaktion sowohl Titel als auch Layout der Beilage (Abb. 5). Auf Anregung des neuen Chefredakteurs der „Deutschen Apotheker Zeitung“, Wolfgang Wessinger (1947-1992), nunmehr zur „Geschichte der Pharmazie. DAZ-Beilage“ verschlankt, entfiel zwar dort der Titel „Mitteilungen“; sie wurden jedoch im Heftinternen unter „IGGP-Mitteilungen“ mit neuer Struktur weitergeführt. Die Leitung übernahm Wolf-Dieter Müller-Jahncke, zu dieser Zeit Kurator des Deutschen Apotheken-Museums in Heidelberg (1986-1997), dem ein Beirat zur Seite gestellt wurde. Die wissenschaftliche Ausrichtung der

„Geschichte“ blieb unverändert und die von Paul-Hermann Berges 1990 konstituierte „Furcht zahlreicher Autoren, insbesondere aus dem Hochschulbereich, durch eine „flotte Schreibe“ ihr Gesicht vor der „Fachwelt“ zu verlieren“, hat sich mit dem Zeitgeist (Gerald Schröder (\*1929): „Machen Sie mal das Fenster auf und lassen Sie den Zeitgeist herein“) verflüchtigt.

Mit Nummer 1 des 50. Jahrgangs 1998 veränderte sich das Layout, das nun von einem gotisierenden A im Schriftzug der „Geschichte der Pharmazie“ bestimmt wurde (Abb. 6); das bisher in der rechten Spalte der ersten Seite gesetzte „Editorial“ fand aus grafischen Gründen meist in der unteren Blattmitte Platz. Nach der Umstrukturierung



Abb. 4: 1969

geblieben und eine Zeitschrift, in einem Raum der Historischen Wissenschaften in Cluj (Klausenburg), Rumänien. Die erste Ausgabe in Cluj wurde 1971 veröffentlicht. Der Titel lautet dann: „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“. Der Untertitel lautet: „Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.“. Der Herausgeber ist: „Dr. G. L. Dann“. Der Verlag ist: „Verlag der Deutschen Apotheker-Zeitung“. Der Druckort ist: „München“. Der Druckjahr ist: „1971“. Der Drucknummer ist: „1“. Der Druckpreis ist: „DM 10,-“. Der Druckumfang ist: „16 Seiten“. Der Druckformat ist: „A4“. Der Drucksprache ist: „Deutsch“. Der Druckthema ist: „Pharmaziegeschichte“. Der Druckort ist: „München“. Der Druckjahr ist: „1971“. Der Drucknummer ist: „1“. Der Druckpreis ist: „DM 10,-“. Der Druckumfang ist: „16 Seiten“. Der Druckformat ist: „A4“. Der Drucksprache ist: „Deutsch“. Der Druckthema ist: „Pharmaziegeschichte“.

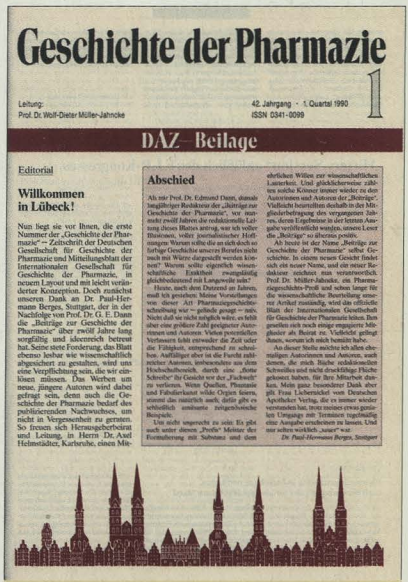


Abb. 5: 1990





Abb. 6: 1998



Abb. 7: 2006

der „Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“ und der daraus folgenden Selbstständigkeit der „Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie“ wurden ab dem 52. Jahrgang 2000 nunmehr die „IGGP-Mitteilungen“ durch die „DGGP-Mitteilungen“ ersetzt, wobei in diese Rubrik aber stets auch wichtige internationale pharmaziehistorische Ereignisse

Aufnahme fanden. Mit dem Eintritt von Christoph Friedrich in die Redaktion verjüngte sich der Redaktionsbeirat, was zu einer Erweiterung des Themenspektrums führte. Eine weitere Layoutveränderung trat mit dem 58. Jahrgang 2006 ein (Abb. 7), da die DAZ ihre diversen Beilagen nun unter dem Dach einer „corporate identity“ zusammenführte. Mit dieser Ausgabe wanderte

das „Editorial“ wieder in die rechte Spalte der ersten Seite unter dem Logo der DGGP, um so deutlich zu machen, dass die „Geschichte der Pharmazie“ einerseits eine DAZ Beilage, andererseits aber auch die wissenschaftliche Zeitschrift der DGGP ist. Natürlich arbeiten an einer solchen Beilage nicht nur die Autoren, die Redakteure und der Beirat mit – viele inhaltlich-stilistische Fragen, aber auch Probleme des Satzes und des Drucks wurden und werden durch die redaktionellen Bearbeiter und die Setzer des DAV geklärt. So wirkte Frau Bärbel Liebernackel von 1982 bis 1997 als Bearbeiterin; ihr folgten Frau Ingrid Jung (1998), Frau Ingrid Hanke (1998-2003) und Frau Dr. Angela Reinthal (2004-2007); die heutige redaktionelle Bearbeitung obliegt seit 2008 Frau Kathrin Pfister M.A.. Von Verlagsseite wurde die „Geschichte der Pharmazie“ von Herrn Zimmermann und später von Frau Hassel hervorragend betreut. Es bleibt zu hoffen, dass die „Geschichte der Pharmazie“ trotz der sich wandelnden Strukturen in Pharmazie und Apothekenwesen noch viele weitere Ausgaben und Jahrgänge erlebt!

Wolf-Dieter Müller-Jahncke

# Sechs unbekannte Briefe des Apothekers und Pharmakognosten Alexander Tschirch

→ **Leben und Werk des am 17. Oktober 1856 in Guben geborenen Alexander Tschirch (1856–1939) haben bereits eine vielfache Würdigung erfahren.<sup>1</sup> Neben seinem wissenschaftlichen Werdegang in Deutschland sowie der Untersuchung seiner verschiedenen Schriften und der von ihm begründeten wissenschaftlichen Schule standen in jüngster Zeit auch Reiseberichte von Tschirch im Mittelpunkt des Interesses.<sup>2</sup>**

**Während die Entwicklung bis zu seiner Berufung nach Bern 1890 dank seiner brillant geschriebenen Autobiographie ‚Erlebtes und Erstrebtes‘ auch im Detail bekannt ist<sup>3</sup>, blieb der handschriftliche zweite Teil seiner Memoiren bis heute verschollen.<sup>4</sup> Zwar lassen sich einzelne Ereignisse seines Lebens anhand**

zufällig aufgefundenen Schriftstücke minutiös rekonstruieren, eine Gesamtübersicht seines Briefwechsels steht indessen noch aus. Wie François Ledermann berichtet, wurde die umfangreiche Korrespondenz von Tschirch noch vor seinem Tode von ihm selbst gesichtet und zum Teil vernichtet. Nur ein Teil blieb gemeinsam mit den ihm wichtig erscheinenden Dokumenten in einer Autographen- und Porträtsammlung erhalten.<sup>5</sup> Die im Pharmaziehistorischen Museum Basel aufbewahrte Korrespondenz umfasst 4000 bis 4500 Briefe mit ca. 1500 Partnern. Auch im Institut für Geschichte der Medizin Bern werden über 120 Schreiben von oder an Tschirch aufbewahrt, weitere konnten an anderen Standorten nachgewiesen werden.<sup>6</sup> Gottfried Schramm publizierte in den letzten Jahren immer wieder einzelne Briefe<sup>7</sup> und Schriftstücke von Tschirchs Hand<sup>8</sup>, die sich in seinem Besitz befanden; eine umfassende Übersicht des Nachlasses fehlt indessen.<sup>9</sup> Dass auch in unserer Zeit noch neu entdeckte Tschirch-Briefe auftauchen können, soll die nachfolgende Studie zeigen.

Während die Entwicklung bis zu seiner Berufung nach Bern 1890 dank seiner brillant geschriebenen Autobiographie ‚Erlebtes und Erstrebtes‘ auch im Detail

bekannt ist<sup>3</sup>, blieb der handschriftliche zweite Teil seiner Memoiren bis heute verschollen.<sup>4</sup> Zwar lassen sich einzelne Ereignisse seines Lebens anhand



## Herkunft der Briefe

Der Pächter der „Gode Wind“-Apotheke, Hamburg, und Urenkel von Tschirchs Bruder, dem Historiker und Professor Otto Tschirch (1858–1941), Dr. Klaus Tschirch, wurde während einer Vertretung in einer Apotheke von einem Arzt aufgrund seines Namensschildes angesprochen. Dieser teilte ihm mit, dass ein mit ihm befreundeter Kollege einige Briefe Alexander Tschirchs aus dem Nachlass seines Vaters gerne einem Tschirch-Nachfahren übergeben wolle. Alle bisher angesprochenen Namensträger hatten jedoch kein Interesse gezeigt. Dr. Klaus Tschirch nahm daraufhin Kontakt zu dem betreffenden Arzt auf und erhielt die Briefe. Allerdings konnte auch er damit zunächst wenig anfangen; erst eine Anfrage von Manfred Wocker, der gegenwärtig am Marburger Institut für Geschichte der Pharmazie Studien betreibt, veranlasste ihn, sie den Autoren zur Bearbeitung zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich um sechs Briefe, die aus der Zeit vom 1. August 1901 – Tschirch war zu dieser Zeit bereits Ordinarius in Bern – bis 6. Oktober 1935 – kurz vor dessen 69. Lebensjahr – stammen. Dazu gehört ein Blatt

ohne Datum, das verschiedene Zitate von Grillparzer, Goethe, Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland enthält (Abb. 1).

## Die Adressaten

Der erste Brief ist an Hans [Olshausen] gerichtet<sup>10</sup>, der der Vater von Gustav [Olshausen] ist, für den die Briefe Nr. 2<sup>11</sup>, 5<sup>12</sup> und 6<sup>13</sup> bestimmt waren. Die Briefe Nr. 3<sup>14</sup> und 4<sup>15</sup> adressierte Tschirch an Lize [Elisabeth], die Ehefrau von Hans. 1901, als der erste Brief an Hans geschrieben wurde, war Gustav noch ein Kind. 1911 ist Gustavs Vater Hans bereits tot, der Brief Nr. 5 stellt ein Kondolenzschreiben zum Tode von Gustavs Mutter Lize dar. Tschirch (Abb. 2) bemerkt in seinem Brief an Gustav vom 9. November 1911, dass er „als junger Mann in deinen Jahren als ich (wie du jetzt) damals mit deinem unvergesslichen, prächtigen Vater in Dresden um eine Weltanschauung rang (1872–1874)“.<sup>16</sup> In seinen Memoiren erwähnt er im Kapitel über diese Zeit, das den Titel „Es werde Licht!“ trägt, einige Freunde, mit denen er in Dresden-Loschwitz ausführlich weltanschauliche Fragen

diskutierte. Zu diesen zählen die Brüder Johannes und Adolph Olshausen sowie von Vieth, Heinrich Rehfeld und Hermann Sasse.<sup>17</sup> An anderer Stelle erwähnt er nochmals seinen „neu gewonnenen reich begabten und lebenswürdigen Freund Hans Olshausen“, über den er bemerkt, dass dieser, „als leitender Ingenieur des Tiefbauamtes der Republik Hamburg“ tätig, fast sein einziger Freund geblieben sei, „wenn man den Begriff Freund im strengsten Sinne nimmt. Solche Freunde erwirbt man nur in der Jugend“<sup>18</sup>. Tschirch hebt zudem noch einmal



Abb. 2: Tschirch um 1910

hervor, dass Olshausen und er „zwei gleich gestimmte Seelen: schönheitsdurstig und weisheitshungrig“ waren.<sup>19</sup> Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich also bei dem erwähnten Hans, an den der erste der Briefe gerichtet war, um Johannes bzw. Hans Olshausen. Die weiteren Briefe sind an dessen Sohn Gustav beziehungsweise dessen Ehefrau gerichtet. Wie genealogische Studien ergaben, wurde Johannes Olshausen am 21. Februar 1854 geboren und verstarb am 21. Juni 1904. 1877 erwarb er den Ingenieurabschluss am Polytechnikum Dresden<sup>20</sup>. Er war verheiratet mit Maria Elisabeth, genannt Lize, Buschendorff, die am 11. Dezember 1859 als Tochter von Matthias Christian Buschendorff (geb. 1809) und Maria Rebecca Brosia Friedrichs (geb. 1820) geboren wurde. An sie sind zwei der vorliegenden Briefe gerichtet. Aus der Ehe von Johannes und Maria Elisabeth (Lize) Olshausen stammten zwei Kinder: Felix Gustav Walther, geb. am 18. Februar 1889, und Dido Johanna Waltraut, deren Geburtsjahr nicht bekannt ist. Gustav Olshausen ist der Adressat der Briefe 2, 5 und 6, dem sich Tschirch nach dem Tode seines Freundes Johannes besonders verbunden fühlte.

## Inhalt der Briefe

Im ersten Brief, den Tschirch am 1. August 1901 in Schwarzenegg bei

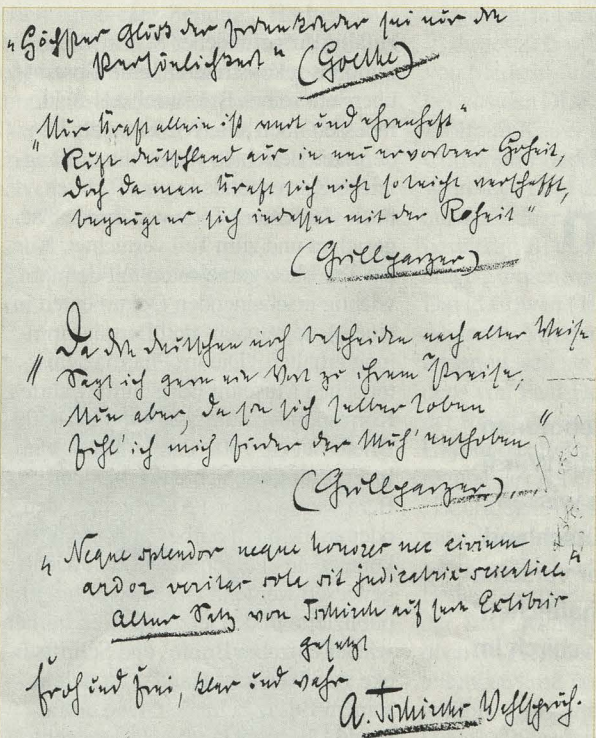


Abb. 1: Den Briefen beigelegtes handschriftliches Blatt mit Zitaten von Alexander Tschirch, vermutlich für Gustav Olshausen bestimmt



Thun schrieb<sup>21</sup>, teilt er Hans Olshausen mit, dass er beabsichtige, an der Naturforscherversammlung in Hamburg teilzunehmen. Zwar hätten die Krankheit seiner Frau sowie seine eigene Erkrankung, „eine schwere Neurasthenie“, seine Reise zunächst in Frage gestellt, inzwischen sei sein Zustand jedoch „soweit gebessert, dass ich die schon ganz aufgegebene Idee nach Hamburg zu gehen wieder aufnehmen und diskutieren kann.“ Da auch seine Frau ihm zuredete, wollte Tschirch nun die Einladung von Hans annehmen. Zugleich bemerkt er, dass ihm an der Versammlung eigentlich weniger liege: „Ich habe deren schon so viele besucht, daß ich mich neuerdings gern davor drücke. Es kommt ja nicht viel dabei heraus.“ Nicht verzichten wollte er jedoch auf die übliche Helgoland-Fahrt, mit der die vom 22. bis 28. September stattfindende Versammlung endete. Nach einem Besuch bei seiner Mutter, Marie Tschirch, geborene Sausse (1827–1906)<sup>22</sup>, in Berlin beabsichtigte Tschirch am 21. September in Hamburg einzutreffen, um dann am Sonntag, den 22. September, einen gemütlichen Tag mit Hans und dessen Frau zu verleben, „bevor der große Rummel losgeht. Denn da ich immer zahllose Bekannte treffe, befinde ich mich während so einer Versammlung immer im Trubel.“ Da Tschirch auf der Versammlung in Hamburg zwei Vorträge ‚Ueber die Aloe‘ und ‚Ueber die Copaiva-Balsame‘ hielt, darf daraus geschlossen werden, dass er die im Brief beschriebene Reise antrat.<sup>23</sup> Abschließend berichtet er noch vom Urlaub im „stillen Bergdörfchen“, mit dem er die Hoffnung verband, dass das Befinden seiner Frau sich dabei bessere: „Wir bewohnen hier ein Bauernhaus u[nd] essen im ‚Hotel‘ d[as] heißt dem Dorfwirthshaus, das wie alle Bernischen [Wi]rthshäuser eine zwar einfache, aber vorzügliche Küche führt. [...] Wir bleiben bis Ende August. Leider [ist] das Wetter ungünstig, so dass wir wenig Ausflüge machen konnten.“

Den zweiten Brief vom 9. November 1911, der an Gustav gerichtet ist, schrieb Tschirch auf Briefpapier des Pharmazeutischen Instituts der Universität Bern.<sup>24</sup> Er bedankt sich für Gustavs Geburtstagsglückwünsche. Mit Freude konstatiert Tschirch, dass dieser Hegel gelesen habe, in der Hoffnung, „dadurch wohl ‚los von Haeckel‘ kommen“ zu können.<sup>25</sup>

Es folgen nun Ausführungen, die sich eindeutig gegen Haeckel richten: „Denn jeder, der sich einmal mit wirklicher Philosophie beschäftigt[,] erkennt doch bald das Dilettantische am Haeckelismus und findet schnell heraus, dass der Haeckelismus im Dogmatismus schlimmster Sorte bis über die Ohren steckt. Gerade das[,] was er bekämpft[,] besitzt er selbst reichlich. Ich habe mich in den Ferien nochmals gezwungen, die ‚Welt-räthsel‘ zu lesen, aber weniger denn je Geschmack daran gefunden. Man wird aber mit den Jahren mehr und mehr Relativist und Eklektiker.“ Tschirch berichtet, dass er, ebenso wie seine akademischen Lehrer Hermann von Helmholtz (1821–1894), Rudolf Virchow (1821–1902) und Du Bois – gemeint ist Emil Du Bois-Reymond (1818–1896), „im Alter wieder vom Haeckelismus abgefallen“ sei, was „offenbar nicht in seniler Urtheilslosigkeit zu suchen, sondern tief begründet“ war. Zugleich bekennt er, dass man im Alter Stoiker werde und Freude an Marc Aurels Selbstbetrachtungen gewinne. Er zitiert den Kulturphilosophen Carl Dallago (1869–1949)<sup>26</sup>, der in seinem ‚Buch der Unsicherheiten‘<sup>27</sup> schrieb, dass alle Bestimmtheiten Seichtheiten wären. Tschirch bekennt: „Man lernt sich bescheiden. Über die wichtigsten Grundlagen der Naturwissenschaften herrscht Unklarheit. Chemie und Physik ruhen auf schwankem Boden,

was Leben ist – wir wissen es nicht, wo die Grenze zwischen Materie und Energie ist oder ob es überhaupt eine Grenze hier giebt – wir wissen es nicht! Was unsere Forschung ermittelt, sind nur Annäherungswerthe und gar auf metaphysischem Gebiete herrscht vollendete Willkür. Wir können ebenso viele Beweise für das Dasein Gottes finden wie dagegen. Und die orthodoxen Haeckelianer sind um kein Haar besser als die Orthodoxen der Kirche.“<sup>28</sup> Diese Gedanken, so bemerkt er, fänden sich auch in seiner Rektoratsrede – Tschirch war 1908 zum Rektor der Berner Alma mater gewählt worden.<sup>29</sup> Der Brief zeigt gleichwohl, dass er, obwohl, wie auch der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844–1900), in einem Pfarrhaus aufgewachsen, zum Freidenker und Atheisten geworden war, wie gleichfalls aus seinen Lebenserinnerungen hervorgeht.<sup>30</sup> In seiner Rektoratsrede, so fährt er fort, habe er zur Bescheidenheit und zu fruchtbarer Arbeit aufgerufen.<sup>31</sup> Der vorliegende Brief verfolgte das Ziel, den Sohn seines besten Freundes zum Nachdenken über weltanschauliche Fragen anzuregen, wenn es weiter heißt: „Suche, denke, formuliere, gruppieren das Gefundene zu einem System, aber bleibe dir bewußt, daß das alles nur eine der möglichen Formen der Vorstellung ist und daß auch die anderen Formen ihre Berechtigung haben. Lerne vor allem Bescheidenheit (das schwerste in

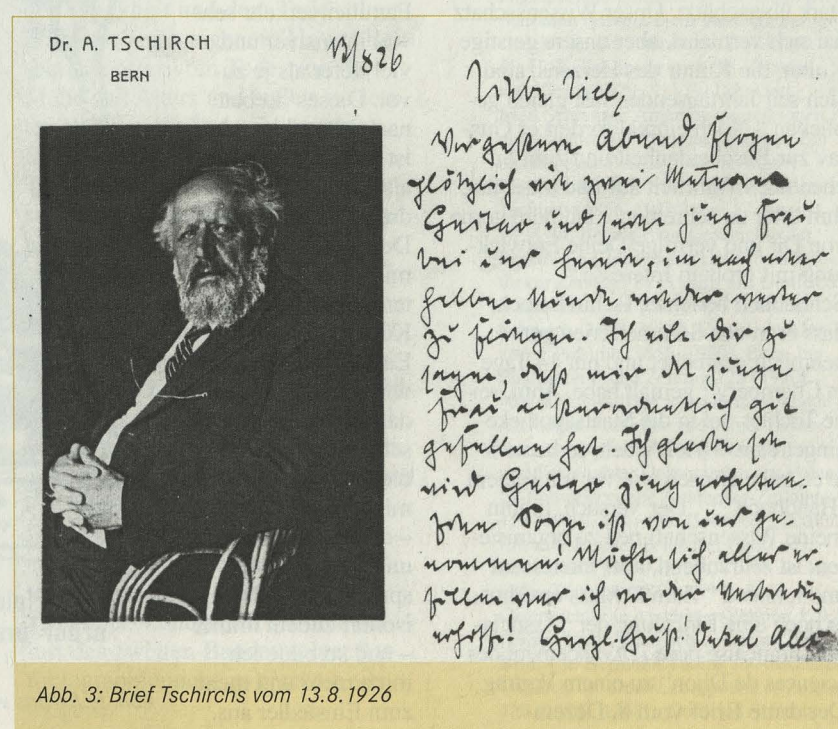


Abb. 3: Brief Tschirchs vom 13.8.1926



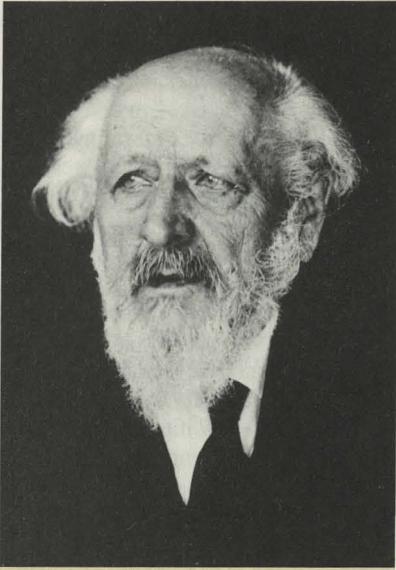


Abb. 4: Altersbild von Alexander Tschirch

der Jugend zu lernen), denn geistiger Hochmuth und anmaßende Überhebung ist immer ein Zeichen nicht genügender Abklärung der Anschauung. Und vergiß nicht, daß man auch die Bedeutung des Intellectes überschätzen kann. Je mehr ich mich in historische Studien versenke, umso mehr wird mir klar, dass der Mensch in den Jahrtausenden seit wir ihn kennen, sich wenig verändert hat, und dass wir trotz aller Kultur, trotz aller sogenannten Er rungenschaften noch heute uns kaum von unseren Vorfahren vor 5-6000 Jahren unterscheiden. Wie der Intellekt wird auch die Bedeutung der Kultur stark überschätzt. Unser Wissensschatz hat sich vermehrt, aber unsere geistige Kultur, die Kultur des Herzens, sind sich seit Jahrtausenden fast gleich geblieben.“ Noch einmal fordert er Gustav zur Bescheidenheit und zum Suchen nach Wahrheit auf und bittet ihn, ihm öfter zu schreiben: „Ich höre gerne von Dir und verfolge Deine Entwicklung mit großem Interesse.“ Schließlich berichtet Tschirch noch, dass er in den Sommerferien vornehmlich gearbeitet und nur 14 Tage in Champéry<sup>32</sup> gemalt habe. Anni, seine Tochter, sei in die Staatsapotheke eingetreten.<sup>33</sup> Viel Arbeit, so bemerkte er, habe er nach wie vor mit seinem „Handbuch“<sup>34</sup>: „Der Versuch, in ihm meine Wissenschaft neu zu organisieren, ist zeitraubend, aber interessant und lohnend.“ Zum Schluss erwähnt er noch eine Einladung der „Association Française pour l'Avancement des sciences de Dijon“ zu einem Vortrag. Der dritte Brief vom 8. Dezem-

ber 1911 ist an Lice, das heißt Maria Elisabeth, die Frau von Hans O[h]lshausen, gerichtet.<sup>35</sup> Tschirch gratuliert ihr zunächst zum Geburtstag am 9. Dezember und erwähnt dann seinen langen Brief an ihren Sohn Gustav „als Antwort auf eine Darstellung seiner neuesten ‚Weltanschauung‘“. Sein Ziel war es, wie er bekennt, Gustav, „den mir so lieben Menschen aus der Haeckelei heraus[zu]heben, [...] die doch philosophischer Dilettantismus ist und ihn zu einem auf größerer Bescheidenheit aufgebauten Relativismus [zu] bekehren“. Zugleich hoffte er, „Gustav durch die Lektüre Hegels auf eine andere Bahn geführt“ zu haben. Am Ende resümiert Tschirch: „Er wird schon so oder so einen Weg zum Glück finden. Sage ihm, daß er mir gelegentlich antworten soll. – Auch wenn er ganz anderer Ansicht ist.“<sup>36</sup> Weiter berichtet er, dass er sich inzwischen ganz aus der Öffentlichkeit zurückgezogen habe, „an keine[n] Sitzungen und keine[n] Vorträge[n] mehr“ teilnehme und sich in keine Gesellschaften begeben. Lediglich das Theater besuche er gelegentlich, damit sich sein Leben nicht nur „zwischen Familie und Laboratorium“ abspiele. Und er fährt fort: „Das hat seine großen Vortheile: Die Arbeit geht flott vorwärts und ich genieße den Familienverkehr sehr viel intensiver und viel tiefer als je zuvor. Dieses ‚Leben nach innen‘ ist viel ergiebiger als das ‚Leben nach draußen hinaus‘. Denn der Verkehr mit Menschen ist selten erfreulich. Das Köstlichste ist die Einsamkeit. Und nun will es das Schicksal, daß auch die wissenschaftliche Richtung, die ich verfolge[,] mich von allen trennt – denn sie ist neu und fordert Widerspruch. Die Leistung isoliert zudem immer – und so bilde ich mich mehr und mehr zum Einsiedler aus.“

Und das macht mich sehr glücklich. [...] Freilich! ich muß schwer rudern, denn das Ziel, das ich mir gestellt, meine Wissenschaft von Grund aus umzugestalten und auf eine neue breitere Basis zu stellen, verlangt einen ganzen Mann und seine volle Arbeitskraft. Schon zähle ich 55 – wie lange wird's mein Schifflein noch steuern? Wann wird es in den Hafen einlaufen? –.“ Auch der vierte Brief vom 13. August 1926 ist an Lice gerichtet (Abb. 3).<sup>37</sup> Tschirch teilt ihr darin kurz mit, dass ihn vorgestern Abend „plötzlich wie zwei Meteore“ Gustav und seine junge Frau für eine halbe Stunde besucht hätten. Er bemerkt, dass ihm „die junge Frau außerordentlich gefallen“ habe und bekennt schließlich: „Ich glaube[,] sie wird Gustav jung erhalten. Eine Sorge ist von uns genommen! Möchte sie alles erfüllen[,] was ich von der Verbindung erhoffe!“ Den fünften Brief, vom 25. Juli 1933, richtet der inzwischen im Ruhestand lebende Tschirch (Abb. 4) wiederum an Gustav.<sup>38</sup> Es handelt sich dabei um ein Kondolenzschreiben, in dem er versichert: „In dieser Stunde, in der[,]



Abb. 5: Exlibris von A. Tschirch



was sterblich ist an deiner Mutter, den Flammen übergeben wird, eilen meine Gedanken zu Euch nach dem Norden, in Gefilde, die ich nicht mehr betreten kann.“ Zugleich erinnert Tschirch sich an jene Zeit zurück, „wo ich die liebe Verstorbene an der Seite deines unvergesslichen Vaters Dich und Hanna betreuen sahe.“ Wie er ausführt, war er mit Gustavs Mutter, die häufig die briefliche Verbindung herstellte, ebenso eng verbunden wie mit dessen Vater. Etwas resignierend bemerkt Tschirch am Ende: „Es wird immer einsamer um mich, fast jeden Monat erhalte ich eine Todesnachricht [...]. Mein Herz findet, daß es nun lange genug gearbeitet hat. Ich kann nicht mehr laufen und kann nicht mehr schnaufen und Digitalis ist meine ständige Nahrung geworden. Der Motor ist kaputt – nur Benzin ist noch im Schädel. Aber die Arbeit ist mühsällig [!] geworden.“ Ein weiterer Brief an Gustav stammt vom 6. Oktober 1935<sup>39</sup>, in dem Tschirch mitteilt, dass seine Frau die Treppe hinuntergefallen sei und sich obendrein eine Gehirnhautentzündung zugezogen habe, „die nach kurzem Krankenlager zum Tode führte. Ich komme gar nicht darüber hinweg, da ich schon fast 2 Jahre an einem Herzleiden laboriere, den Bezirk meines Hauses nicht verlassen kann und von Digitalis und Lacarnol lebe. Ich sehne mich nach dem Krematorium. Aber man kann nicht um das Leben herum – man muß hindurch und die Zähne aufeinander beißen.“ Kurz geht er noch auf ein von Gustav übersandtes Haarfärbemittel ein, um zu kommentieren: „Ich finde weiße Haare wunderschön, nicht bloß weil ich sie habe, sondern weil sie eine Zierde des Alters sind.“ Noch einmal erinnert er an das enge Verhältnis zu Gustavs verstorbener Mutter, um am Ende schließlich zu bekennen, dass er ein unpolitischer Mensch sei.<sup>40</sup>

## Resümee

Die sechs neu entdeckten Tschirch-Briefe entstanden zwischen dessen 45. und 69. Lebensjahr. In dieser Zeit wirkte Tschirch in Bern als erfolgreicher Hochschullehrer, Forscher und Fachschriftsteller.<sup>41</sup> Während sich anhand der von ihm erschienenen Schriften sowie der seiner Schüler seine wissenschaftlichen Leistungen und Lehrerfolge analysieren lassen, sind wir über sein Privatleben kaum

informiert. Die Briefe erlauben hier einige intime Einblicke. So erfährt man, dass Tschirch noch in enger Verbindung zu seinem Jugendfreund Hans Olshausen, den er während seiner Apothekerlehrzeit in Dresden-Loschwitz kennen gelernt hatte, stand. Für dessen Sohn empfand er offenbar väterliche Gefühle und suchte ihn mit pädagogischem Impetus zum weltanschaulichen Denken anzuregen. Tschirch berichtet, wie er sich einst selbst von Ernst Haeckel befreite. Die Briefe vermögen somit seine Ausführungen in seiner Autobiographie über philosophisch-religiöse Fragen zu ergänzen, wenn er schreibt, dass er nun im fortgeschrittenen Alter erneut Haeckels ‚Welträthsel‘ gelesen habe, dem Buch aber noch weniger als in der Jugend abgewinnen könne. In diesem Zusammenhang sind auch sein Bekenntnis, im Alter zum Stoiker geworden zu sein, wie auch seine Mahnung zur geistigen Bescheidenheit von Interesse. Zugleich gibt er sich in seinem letzten Brief als unpolitischer Mensch zu erkennen.

Aber auch manche private Einzelheit tritt aus den Briefen hervor: So berichtet Tschirch vom Urlaub in einem stillen Bergdörfchen, dass er wieder zu malen begonnen habe, aber ebenso von seinem zurückgezogenen Leben, so dass er nicht einmal der ‚Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte‘ größeres Interesse abgewinnen konnte. In den späten Briefen erzählt er sehr nüchtern von der Krankheit und dem Tode seiner Frau, auch von eigenem Unwohlsein, schreibt öfter vom Tode, von der Mühe des Alters und äußert im letzten Brief sogar Todessehnsucht. Eine kurze Passage bezieht sich auf Tschirchs ‚Handbuch‘, das er als Versuch bezeichnet, seine Wissenschaft, also die Pharmakognosie, neu zu organisieren, und das ihm daher viel Arbeit machte. Viele Zitate verschiedener Autoren und Erwähnungen historischer Ereignisse lassen erkennen, dass Tschirch noch den Typus des Bildungsbürgers verkörpert, der trotz aller hervorragenden fachlichen Arbeit der schönen Literatur, der Malerei und dem Theater zugetan war.

Die sechs aufgefundenen Briefe ermöglichen somit eine detailliertere Kenntnis der Persönlichkeit Tschirchs, wenngleich sie den Verlust des zweiten Bandes seiner Autobiographie nicht zu ersetzen vermögen.

## Anmerkungen

- 1 Zu Leben und Wirken von Tschirch siehe Christoph Friedrich / Friedemann Schmidt: Wissenschaftliche Schulen in der Pharmazie. Teil 5: Alexander Tschirch (1856–1939) und sein Schülerkreis. In: Die Pharmazie 45 (1990), 928–932; Kirsten Bork: Alexander Tschirch. Eine Studie über das Leben eines wegweisenden Pharmakognosten und dessen Auffassung von Pharmakognosie mit Berücksichtigung seines Hauptwerkes (Handbuch der Pharmakognosie). Würzburg 2003 (Würzburger medizinhistorische Forschungen, 78) und François Ledermann / Claudia Zerobin (Hrsg.): 150 Jahre Tschirch. Akten des Symposiums der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie zum 150. Geburtstag von Alexander Tschirch. o. O. 2007 (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 28).
- 2 François Ledermann: Iter pharmaceuticum. Reiseberichte von Schweizer Apothekern. Bern 2003. S. 111–132 (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 24).
- 3 Alexander Tschirch: Erlebtes und Erstrebtes. Lebenserinnerungen. Bonn 1921.
- 4 Alle Nachforschungen von François Ledermann und Christoph Friedrich blieben bisher ergebnislos.
- 5 François Ledermann: „Ich habe buchstäblich mein Vaterland verloren“ – Alexander Tschirch, die Juden und die Nazis. In: Geschichte der Pharmazie 57 (2005), 64–66, hier 65.
- 6 Stefan Hächler: Alexander Tschirchs Korrespondenz. Überblick, Einblick, Ausblick. In: Ledermann / Zerobin [wie Anm. 1], S. 55–65, hier 58f.
- 7 Gottfried Schramm / Hertha Schramm: Ein Brief Alexander Tschirchs (1856–1939), Bern, an Kurt Siegfried (1873–1945), Zofingen, zur ärztlichen Bewertung von Digitalis ambigua Murray. In: Gottfried Schramm (Hrsg.): Neue Beiträge zur Geschichte der Pharmazie. Festschrift für H.-R. Fehlmann zum 60. Geburtstag. Zürich 1979, S. 179–188; Gottfried Schramm: Amerika-Impressionen eines Schweizer Pharmakognosten. Ein unbekannter Brief Friedrich August Flückigers (1828–1894) an Alexander Tschirch (1856–1939) vom 17. August 1894. In: Beiträge zur Geschichte der Pharmazie [Beilage zur Deutschen Apotheker Zeitung] 31 (1978), 6f.; Gottfried Schramm: Zwei Briefe von Hermann Schelenz (1848–1922), Cassel, an Alexander Tschirch (1856–1939), Bern. In: Pharmazeutische Zeitung 125 (1980), 408–413; Gottfried Schramm: Kontakte Alexander Tschirchs und seiner Berner Schule zum Ausland (Ergänzende Daten und Fakten über Doktoranden aus Polen). In: Schweizerische Apotheker-Zeitung 118 (1980), 494–496; Gottfried Schramm: Ein unbekannter Brief von Carlo de Marchesetti (1850–1926), Triest, an Alexander Tschirch (1856–1939), Bern. In: Österreichische Apotheker-Zeitung 120 (1980), 983f.; Gottfried Schramm: Ein Brief von Hermann Thoms an Alexander Tschirch. In: Deutsche Apotheker-Zeitung 120 (1980), 1267f.; Gottfried Schramm:



- Alexander Tschirch an seinen Bruder Otto Tschirch. In: Schweizerische Apotheker-Zeitung 119 (1981), 555f.; Gottfried Schramm: Ein Weihnachtsbrief Prof. Dr. Alexander Tschirchs, Bern, an seinen Bruder Prof. Dr. Otto Tschirch, Brandenburg a.d. Havel (1911). In: Gesnerus 45 (1988), 475–482.
- 8 Gottfried Schramm: Eine Prise akademischen Humors bei Alexander Tschirch. In: Geschichte der Pharmazie 56 (2004); Gottfried Schramm: Alexander Tschirch: Apotheker Fritz Ferchl (1892–1953) ins Fremdenbuch. In: Geschichte der Pharmazie 57 (2005) 67 und Gottfried Schramm: Tschirchiana. In: Geschichte der Pharmazie 59 (2007), 45f.
- 9 Hächler [wie Anm. 6], vgl. auch Christoph Friedrich / Friedemann Schmidt: Alexander Tschirch und Conrad Stich – zum Verhältnis zweier Apotheker. In: Pharmazeutische Zeitung 134 (1989), 3018–3020.
- 10 Brief Nr. 1, Alexander Tschirch an Hans [Olshausen] vom 1. August 1901 im Besitz von Dr. Klaus Tschirch, Hamburg.
- 11 Brief Nr. 2, Alexander Tschirch an Gustav [Olshausen] vom 9. November 1911 im Besitz von Dr. Klaus Tschirch, Hamburg.
- 12 Brief Nr. 5, Alexander Tschirch an Gustav [Olshausen] vom 25. Juli 1933 im Besitz von Dr. Klaus Tschirch, Hamburg.
- 13 Brief Nr. 6, Alexander Tschirch an Gustav [Olshausen] vom 6. Oktober 1935 im Besitz von Dr. Klaus Tschirch, Hamburg.
- 14 Brief Nr. 3, Alexander Tschirch an Lice [Maria Elisabeth Olshausen] vom 8. Dezember 1911 im Besitz von Dr. Klaus Tschirch, Hamburg.
- 15 Brief Nr. 4, Alexander Tschirch an Lice [Maria Elisabeth Olshausen] vom 13. August 1926 im Besitz von Dr. Klaus Tschirch, Hamburg.
- 16 Brief Nr. 2 [wie Anm. 11].
- 17 Tschirch [wie Anm. 3], S. 25f.
- 18 Tschirch [wie Anm. 17], 34.
- 19 Tschirch [wie Anm. 17], 34.
- 20 Technische Universität Dresden. Liste Studierender von technischen Bildungsanstalten. [http://tudresden.de/die\\_tu\\_dresden/zentrale\\_einrichtungen/ua/navpoints/archiv/alumni/alumni\\_az/O](http://tudresden.de/die_tu_dresden/zentrale_einrichtungen/ua/navpoints/archiv/alumni/alumni_az/O). Abfrage vom 28.08.2006, S. 2.
- 21 Brief Nr. 1 [wie Anm. 10].
- 22 Friedemann Schmidt: Alexander Tschirch (1856–1939) und sein Schülerkreis – ein Beitrag zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Schule in der Pharmazie. Diplomarbeit Greifswald 1989, S. 5.
- 23 Ulrich Kruse: Die Pharmazie im Rahmen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte 1822–1938. Stuttgart 2001, S. 424f. (Schriftenreihe zur Geschichte der Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte, 8).
- 24 Brief Nr. 2 [wie Anm. 11].
- 25 Gemeint ist hier der bedeutende Zoologe Ernst Haeckel (1834–1919), dessen Hauptwerk ‚Das Welträtsel‘ Tschirch als junger Mann und erneut, wohl angeregt durch seinen Briefwechsel mit Gustav, las.
- 26 Der in Borgo/Suganatal geborene Kulturphilosoph und Lyriker Carl Dallago entfaltete seine kulturphilosophische Essayistik in der von Ludwig von Ficker 1910 gegründeten Zeitschrift ‚Der Brenner‘. Dallago vertritt eine zivilisationskritische Lebensphilosophie, die sich auch gegen die Institution der katholischen Kirche richtet. Sein Nachlass befindet sich im Forschungsinstitut Brenner Archiv Innsbruck. Zu seiner Biographie vgl. Hans Haller: Der südtirolische Denker Carl Dallago. Innsbruck 1936 sowie Gertrude Bitter: Carl Dallagos Werk. Dissertation Wien 1937.
- 27 ‚Das Buch der Unsicherheiten. Streifzüge eines Einsamen‘ erschien 1911 in Leipzig im Xenien-Verlag.
- 28 Zu Tschirchs Wirken als Historiker und seinen philosophischen Vorstellungen vgl. Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Alexander Tschirch als Historiker. In: Ledermann / Zerobin [wie Anm. 1], 125–134.
- 29 Tschirchs Rede mit dem Titel ‚Naturforschung und Heilkunde. Rede gehalten gelegentlich der Übernahme des Rektorates bei der Stiftungsfeier der Universität Bern am 28. November 1908‘ wurde publiziert in: Vorträge und Reden von A. Tschirch. Gesammelt und herausgegeben von Schülern und Freunden. Leipzig 1915, S. 283–301. Zu Tschirchs Wirken als Rektor vgl. Urs Boschung: Alexander Tschirch als Mitglied der Medizinischen Fakultät der Universität Bern. In: Ledermann / Zerobin [wie Anm. 1], 9–24, hier 16–19.
- 30 Tschirch [wie Anm. 17], 24–31.
- 31 Ausgehend von der Person Hallers, der noch nicht „die Spaltung zwischen Naturforschung und Medizin“ kannte, hatte Tschirch in seiner Rektoratsrede das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Medizin analysiert, wobei er Beispiele aus der Arzneimittelgeschichte von der Antike bis zur Neuzeit schildert. Er mahnte seine Hörer zur Bescheidenheit und zum steten Arbeiten. Ähnlich wie in seinem Brief an Gustav wandte er sich mit pädagogischem Impetus an seine Hörer: „Ungeheuer ist noch das zu durchforschende Gebiet in Naturforschung und Heilkunde. Trotz allem Erreichten stehen wir noch am Anfang. Alle Kräfte müssen wir auf die Arbeit im eigenen Garten verwenden. Wir dürfen auf bis zu den höchsten metaphysischen Problemen vordringende Spekulationen um so eher verzichten, als wir uns mit ihnen auf ein fremdes Gebiet, in fremde Gärten begeben, in denen zwar lockende Früchte reifen, nach denen zu greifen aber für den Naturforscher nicht ganz ungefährlich ist. Denn ebenso, wie wir nur mit stillem Lächeln den Philosophen im Garten der Naturwissenschaft wandeln und sich dort verirren sehen, so ist auch selten viel dabei herausgekommen, wenn Naturforscher, den realen Boden verlassend, sich in Spekulationen verloren und Welträtsel zu lösen versuchten.“ O.A. [wie Anm. 29], 283 und 300.
- 32 Luftkurort im schweizerischen Kanton Wallis; zu Tschirchs Aufenthalt und seiner Tätigkeit vgl. auch Schramm (2007) [wie Anm. 8].
- 33 Zur Berner Staatsapotheke, in der Tschirch selber 1878 tätig war, vgl. Ursula Claudia Hörmann: Die akademische Ausbildung der Apotheker im Kanton Bern. Bern 1998, S. 96–125 (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 18).
- 34 Gemeint ist hier Tschirchs dreibändiges ‚Handbuch der Pharmakognosie‘, das von 1908 bis 1925 in Leipzig erschien.
- 35 Brief Nr. 3 [wie Anm. 14].
- 36 Gegenbriefe sind leider nicht erhalten.
- 37 Brief Nr. 4 [wie Anm. 15].
- 38 Brief Nr. 5 [wie Anm. 12].
- 39 Brief Nr. 6 [wie Anm. 13].
- 40 Zu Tschirchs politischer Einstellung vgl. Ledermann [wie Anm. 5].
- 41 Vgl. dazu Ledermann / Zerobin [wie Anm. 1].

*Anschrift der Verfasser:*  
Prof. Dr. Ch. Friedrich und  
Apotheker Manfred Wocker  
Institut für Geschichte der Pharmazie  
Roter Graben 10  
35032 Marburg



# Das Voynichmanuskript aus pharmaziehistorischer Sicht

→ **Das Voynichmanuskript ist ein faszinierendes Werk, über dessen Inhalt und Herkunft seit seiner Entdeckung vor 95 Jahren viel geschrieben und intensiv spekuliert wurde. Vor allem seit eine digitalisierte Version im Internet zu sehen ist, beschäftigen sich seriöse**

Von Michael W. Mönnich,  
Karlsruhe

**Wissenschaftler, begeisterte Amateure und Künstler aus der ganzen Welt mit diesem Buch, dessen Eigenart darin liegt, dass sein Text nicht lesbar ist.**

## Einleitung

Das Voynichmanuskript ist in einem Geheimcode geschrieben, der trotz der Bemühungen namhafter Kryptoanalytiker und des Einsatzes modernster Techniken bis heute nicht dechiffriert wurde.<sup>1</sup> So bleibt auch die zugrunde liegende Sprache im Dunkeln: die Spekulationen reichen von Deutsch, Lateinisch über Arabisch, Ukrainisch und Chinesisch. Da das Voynichmanuskript neben dem unleserlichen Text zahlreiche Abbildungen enthält, bietet es Raum für eine Vielzahl von Interpretationsmöglichkeiten und gab Anlass zu einer Vielzahl – teilweise obskurer – Theorien zu Herkunft und Inhalt des Voynichtextes, deren bloße Aufzählung den Rahmen dieser Abhandlung sprengen würde.<sup>2</sup> Von Pharmazie- und Biologiehistorikern wurde es indes bislang kaum beachtet,<sup>3</sup> obschon nicht nur seine Abbildungen, sondern auch die Provenienzgeschichte Bezüge zur Pharmazie und interessante Konnexionen zu wissenschafts- und kulturhistorisch bedeutsamen Persönlichkeiten bieten.

## Das Manuskript

1912 entdeckte der Londoner Buchhändler und Antiquar Wilfrid Michael Voynich (1865 – 1930) das nach ihm benannte Manuskript in der Bibliothek des Jesuiten-Kollegs in der Villa Mondragone im italienischen Frascati. Die 116 Pergamentblätter im Folio-Format umfassende Handschrift befindet sich heute in der Yale Uni-

versität und wird dort in der Beinicke Rare Book Library aufbewahrt (MS 408). Der Codex enthält Text und Abbildungen, wobei der Textfluss darauf hindeutet, dass zuerst die Bilder gezeichnet und dann der Text eingefügt wurde. Die Buchstaben erscheinen in klarem und flüssigem Ductus und erinnern an eine europäische Humanistenschrift, teilweise auch an lateinische Minuskeln. Für die maschinell unterstützte Textanalyse wurde inzwischen eine computertaugliche Transkription<sup>4</sup> erstellt und zahlreiche Analysen durchgeführt, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.<sup>5</sup> Aufgrund des verwendeten Pergaments, des Schriftstils und der Abbildungen von Personen datiert man die Entstehung des Voynichmanuskripts meist auf das Ende des 15. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Bibliothekare der Yale Universität halten aufgrund von Pergament und Einband auch eine Datierung in das 17. Jahrhundert für möglich.<sup>6</sup>

Da der Text keine Hinweise auf den Inhalt gibt, wird die Voynich-Handschrift üblicherweise anhand der reichhaltigen Illustrationen in sechs Abschnitte unterteilt. Sie beginnt direkt mit den zumeist einseitigen Pflanzenabbildungen, dem so genannten botanischen Abschnitt (Folio 1r-66v). Diesem folgt die astrologische Sektion mit Tierkreissymbolen und Darstellungen von Sternbildern (Folio 67r-73v). Der dritte als balneologisch oder anatomisch bezeichnete Abschnitt (Folio 75r-84v) zeigt Systeme von verbundenen Röhren oder Gefäßen und die Abbildungen kleiner unbekleideter Frauengestalten, die in grüner Flüssigkeit baden. Insbesondere dieser Teil und die „Sternbilder“ gaben immer wieder Anlass zu Spekulationen. Nach einem mehrfach gefalteten Blatt mit an schematisierte Sternbilder gemahnenden Bildern („astronomischer Abschnitt“, Folio 85r-86v) folgt der pharmazeutische Teil mit Darstellungen von Pflanzenteilen und so genannten „Apothekengefäßen“ (Folio 87r-102v). Am Schluss stehen die „Rezepte“ – kurze aufzählende Textpassagen ohne Illustrationen (Folio 103r-117v). Weit weniger Aufmerksamkeit fanden bislang die – obschon viel zahlreicheren – Ab-



Abb. 1: Folio 26r



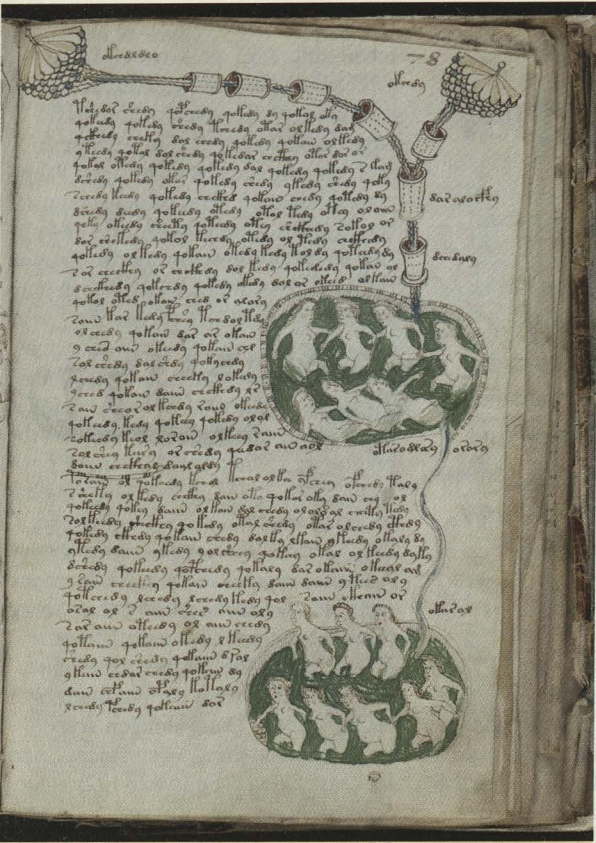


Abb. 2: Folio 78r, „balneologischer“ Abschnitt

bildungen von Pflanzen und Apotheke-gefäßen.

Wilfrid Michael Voynich

Der Namensgeber des Manuskripts wurde am 31.10.1865 in Kaunas (heutiges Litauen) als Michal Habdank-Wojnicz geboren.<sup>7</sup> Aus bürgerlichen Verhältnissen stammend, soll er Chemie in Moskau und St. Petersburg studiert und um 1884 ein Examen als Apotheker abgelegt haben; diese Angaben konnten leider nicht verifiziert werden.<sup>8</sup> Da Voynich sich aktiv in der polnischen Unabhängigkeitsbewegung von Russland engagierte, inhaftierte ihn die zaristische Polizei 1885. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er zunächst in Warschau, ab 1887 in Sibirien verbüßte. 1890 gelang ihm die Flucht und er erreichte schließlich London, wo er sich im Umfeld russischer Exilanten niederließ. Um 1898 eröffnete Voynich dort ein Antiquariat und gelangte schnell zu großem Ansehen als findiger Bücherhändler. Wirtschaftlich erfolgreich, ehelichte er 1902 Ethel Lilian Boole, die Tochter des irischen Mathemati-

kers und Schöpfers der Booleschen Algebra, mit der er schon seit Mitte der 90er Jahre zusammen lebte. Ethel war eine erfolgreiche Schriftstellerin und Musikerin und teilte die politischen Ansichten ihres Mannes. Von London aus unterstützte das Paar den polnischen Freiheitskampf durch den Vertrieb revolutionärer Literatur, wobei das Antiquariat möglicherweise auch als Geldwaschanlage diente. 1912 verlegte Voynich den Schwerpunkt seiner Geschäftstätigkeit nach New York, wo er am 19.3.1930 verstarb. Interessant sind die möglichen Bezüge Voynichs zu Chemie und Pharmazie vor allem dadurch,

dass immer wieder vermutet wird, er selbst habe das Manuskript mit seinen (al)chemischen und botanischen Bezügen als Fälschung angefertigt, um es dann teuer zu verkaufen. So hatte er auch zu Lebzeiten nie die Villa Mondragone als Fundort preisgegeben, dies geschah erst nach seinem Tod durch seine Witwe.<sup>9</sup> Erwähnt sei noch eine weitere schillernde Gestalt mit Bezügen zur Chemie im Umfeld der Voynichs: Der aus Odessa stammende Salomon Rosenblum, besser bekannt unter dem Namen Sidney Reilly (1874 – ca. 1925), der 1890 bis 1893 in Wien Chemie studiert haben soll, dann nach England übersiedelte und dort in der chemischen Industrie arbeitete.<sup>10</sup> Reilly hatte während seiner Londoner Zeit enge Verbindungen zu Voynichs Frau Ethel und war häufig im Hause der Voynichs anzutreffen. Er beschäftigte sich damals auch mit mittelalterlicher Kunst, wie Einträge in der Benutzerliste des British Museum belegen.<sup>11</sup> 1899 verschwand Reilly spurlos, und es gilt heute als sicher, dass er für mehrere Geheimdienste arbeitete, darunter auch für Scotland Yard. 1925 wurde Reilly während eines Spionageeinsatzes in der Sowjetunion von der Geheimpolizei OGPU aufgegriffen und hingerichtet.

Provenienz

Die Frage der Vorbesitzer hat die Voynichforschung intensiv beschäftigt; nur wenige Handschriften dürften so intensiv untersucht worden sein. Auf Folio 1r des Voynichmanuskripts befindet sich eine ausradierte, nur unter UV-Licht sichtbare Signatur, die mit einiger Sicherheit von Jacobus Horčický de Tepenec (Jacobus Sinapius, 1575 - 1622) stammt. Sinapius war Apotheker und betätigte sich als einer der zahlreichen Alchemiker am Hofe von Kaiser Rudolf II. (1552 – 1612), der ihn nach einer erfolgreichen Heilung zum Leibarzt bestellte.<sup>12</sup> Er stand auch dem botanischen Garten der Prager Universität vor und produzierte dort in seinem chemischen Labor unter anderem das „Aqua Sinapis“, das er mit kommerziellem Erfolg vertrieb. Der Eintrag „de Tepenec“ im Manuskript zeigt an, dass Sinapius es wohl erst nach seiner Erhebung in den Adelsstand am 20.10.1608<sup>13</sup> in Händen gehabt haben dürfte. Nach de Tepenec's Tod gelangte das Voynichmanuskript in den Besitz des angesehenen Wissenschaftlers, Leibarztes zweier Kaiser und Professors für Medizin an der Prager Karls-Universität, Johannes Marcus Marci von Kronland (1595 – 1667).<sup>14</sup> Dies belegt ein an den römischen Universalgelehrten Athanasius Kircher (1601 – 1680) gerichteter Brief von Marci, der dem Manuskript beigelegt war. In diesem Schreiben vom 19. August 1666<sup>15</sup> bittet Marci den ihm persönlich bekannten Kircher, das beigelegte Manuskript für ihn zu entziffern, da Kircher zu seiner Zeit aufgrund seiner Publikationen über die ägyptischen Hieroglyphen als Experte für Geheimschriften galt.<sup>16</sup> In Marcis Brief taucht erstmals die Vermutung auf, dass Roger Bacon (1216 – 1296) das Manuskript verfasst haben könnte. Die Urheberschaft Bacons gilt heute als ausgeschlossen, unter anderem auch deshalb, weil im Mittelalter keine so komplexen kryptographischen Verfahren bekannt waren, wie sie im Voynichmanuskript Verwendung fanden. Marci schreibt ferner, Kaiser Rudolf II. habe den Codex von einem unbekannten Händler für die hohe Summe von 600 Dukaten erworben. Vermutlich war es Kircher, der das Manuskript dem „Collegium Romanum“ übereignete, von wo aus es schließlich nach Frascati in die Villa Mondragone gelangte.





Abb. 3: Folio 34r



Abb. 4: Folio 88r, „Apothekengefäße“

Neben dem Brief Marci birgt die Korrespondenz Kirchners noch ein weiteres auf das Voynichmanuskript Bezug nehmendes Dokument, einen bereits am 27.4.1639 verfassten Brief des Prager Alchemikers Georg Baresch (Georgius Barschius, ca. 1585 – ca. 1662). Darin beschreibt Baresch ein reich illustriertes und in unbekannter Schrift verfasstes alchemistisches Werk mit „Abbildungen von Pflanzen, die es in sehr großer Zahl im Kodex gibt, verschiedene Bilder von Sternen und anderen Dingen, die auf chemische Geheimnisse hindeuten“,<sup>17</sup> aus dem er Teile kopiert und an Kircher gesandt habe, damit dieser sie entziffern möge. Diese Beschreibung deutet darauf hin, dass es sich dabei um das Voynichmanuskript handelte. Baresch gibt an, er habe schon 1637 an Kircher geschrieben; dieses Schreiben ist jedoch nicht überliefert. Über die Person Baresch ist nur bekannt, dass er zur Societas Jesu gehörte und mit Marci persönlich befreundet war, der ihn in einem Brief an Kircher als „hervorragenden und in chemischen Dingen höchst beschlagenen Mann“ beschreibt, „der indes sein selbst gestecktes Ziel noch nicht erreichen konnte, das er nicht um des

Goldes, sondern um der Medizin Willen gewissenhaft verfolgt“.<sup>18</sup> Nach Bareschs Tod übernahm Marci dessen Bibliothek mit alchemischen Werken, unter denen sich auch das Voynichmanuskript befunden haben könnte. Neben den oben genannten wird auch immer wieder der englische Universalgelehrte John Dee (1527– 1609) als Besitzer des Voynichmanuskripts angeführt. Diese Annahme basiert auf einer Äußerung von Johns Sohn Arthur Dee (1579 – 1651), die in den Memoiren des englischen Arztes und Gelehrten Thomas Browne (1605 – 1682) festgehalten wurde. Arthur Dee gibt an, sein Vater habe sich während seines Aufenthalts in Prag mit einem Manuskript befasst, das Hieroglyphen enthielt, die er nicht entziffern konnte.<sup>19</sup> In der Tat hielt sich John Dee von 1584 bis 1588 am Hof Rudolfs II. auf und praktizierte dort zusammen mit seinem Gehilfen Edward Kelley (1555 – 1597) Alchemie, Astrologie und magische Rituale.<sup>20</sup> Voynich, der in Roger Bacon den Urheber des Voynichmanuskripts sah, propagierte John Dee als Vorbesitzer des Codex, weil dieser mehrere Bacon zugeschriebene Schriften besaß und damit die Brücke zu Bacon bildete.

In Zusammenhang mit Dee und Kelley wird zudem gemutmaßt, dass das Voynichmanuskript gar keinen sinnvollen Text enthalte, sondern eine frühneuzeitliche Fälschung sei, angefertigt zum Beispiel von Kelley, um einem an geheimnisvollen Werken interessierten Sammler (zum Beispiel Kaiser Rudolf II.) ein teures Werk zu verkaufen. Gegen diese Theorie, die vor allem von erfolgreichen Kryptoanalytikern vorgebracht wird,<sup>21</sup> spricht indes der sehr authentische und geschlossene Eindruck des aufwändig gestalteten Werkes sowie statistische Analysen der Wort- und Zeichenhäufigkeit, die auf eine zu Grunde liegende natürliche Sprache hindeuten.

### Die Pflanzenabbildungen

Die zumeist kolorierten Pflanzenabbildungen nehmen in der Regel eine ganze Seite ein. Sie sind nicht naturalistisch und gemahnen eher an Abbildungen in mittelalterlichen „herbaria picta“ denn an solche in „Kräuterbüchern“ des 16. Jahrhunderts. Da kaum eine der Illustrationen über den Augenschein einer natürlichen Pflanze zugeordnet werden kann – mit der Ausnah-





Abb. 5: Folio 99r, „Apothekengefäße“

me vielleicht einer *Viola tricolor* auf Folio 9v – werden die Abbildungen oftmals als reine Phantasieprodukte abgetan. Insgesamt beschäftigten sich nur wenige seriöse Wissenschaftshistoriker mit den Abbildungen, sehr häufig sind es Laien, die immer wieder auf oberflächlichen Vergleichen Theorien über die Pflanzenabbildungen äußern, wie Dan Gibsons Annahme, im Voynichmanuskript seien Pflanzen wiedergegeben, die in der Gegend von Petra in Jordanien heimisch sind.<sup>22</sup> Viel diskutiert wurde die in den 1940er Jahren von dem Botaniker O'Neill aufgestellte Behauptung, die auf Folio 93r abgebildete Pflanze stelle eine Sonnenblume dar. O'Neill meinte auch auf Folio 101r eine Paprikaschote zu erkennen und folgerte daraus, dass das Manuskript in die postkolumbische Ära zu datieren sei.<sup>23</sup> Diese Annahmen sind jedoch mehrfach in das Reich der Spekulation verwiesen worden.<sup>24</sup> Sinnvoller als dieser Versuch, aufgrund der Abbildungen reale Pflanzen zu identifizieren, scheint es die Abbildungen im zeitgenössischen Kontext zu analysieren. Ähnlichkeiten zu den naturalistischen Bildern in den, der Tradition von Fuchs und Brunfels verhafteten, frühneuzeitlichen Kräuterbüchern sind au-

Vergleich zu den mittelalterlichen Herbarien nicht besonders auffällig.<sup>26</sup> Eine eingehende Untersuchung der Abbildungen wäre sicher sinnvoll, um die nicht unerhebliche Frage, ob der Verfasser des Voynichmanuskripts reale Pflanzen wiederzugeben suchte oder ob die Abbildungen einem anderen Zweck dienten, zu klären. Gegen eine Interpretation der Abbildungen als denen eines „alchemischen Herbars“ im Sinne von Sergio Toresella spricht das weitgehende Fehlen der für diese Art von Bilderbüchern typischen, in die Pflanzen hinein gezeichneten Abbilder von Tieren oder Menschen.<sup>27</sup> Nur auf ganz wenigen Seiten findet man die als Gesichter oder Tiere ausgestalteten Blüten, Blätter oder Wurzeln, die Toresella alchemischen Herbarien zuschreibt.<sup>28</sup> Interessant erscheint ein Abgleich der in-toto-Pflanzenbilder mit denen der Pflanzenteile in der pharmazeutischen Sektion. Die zahlreichen Übereinstimmungen – teilweise sind die Bilder sogar bis in das Detail identisch – machen den Zusammenhang zwischen dem botanischen und dem pharmazeutischen Abschnitt deutlich.<sup>29</sup> Allerdings kann die nahe liegende Annahme, dass alle abgebildeten Pflanzenteile ein Pen-

genscheinlich nicht zu erkennen. Eher scheint der Autor auf ältere Quellen zurückgegriffen zu haben, lässt doch ein Abgleich mit den Pseudo-Apuleiuschriften Bodleian MS Ashmole 1431 und Bodleian MS 130 (beide aus dem 11. Jahrhundert) und dem British Library MS Egerton 747 aus dem 14. Jahrhundert einige Parallelen erkennen.<sup>25</sup> Dennoch entzieht sich zumindest bei der oberflächlichen Durchsicht die große Mehrzahl der Pflanzenabbildungen einer schnellen Deutung. Die von vielen Voynich-Interpreten hervorgehobene überzeichnete Darstellung von Wurzeln und anderen Pflanzenteilen ist indes im

dant in der botanischen Sektion hätten, nicht bestätigt werden: zahlreiche Pflanzen finden keine Entsprechungen in der pharmazeutischen Sektion. Andererseits ist zu bedenken, dass einige Lagen des Codex fehlen, die möglicherweise die fehlenden Illustrationen enthielten.

## Die „Apothekengefäße“

Namensgebend für die pharmazeutische Sektion des Voynichmanuskripts sind die zahlreichen Abbildungen von zylindrischen Objekten Folio 87r-102v. Die einfachen zylindrischen Gefäße gleichen auf den ersten Blick Albarelli, die bauchigen und verzierten erinnern an Theriaksschaugefäße. Von beiden Typen gibt es solche mit und ohne Beschriftungen. Als weiteren Hinweis für die Interpretation als „Apothekengefäße“ werden die neben den Objekten dargestellten Pflanzenteile gesehen, in dem Sinne, dass diese Kombination einen Hinweis auf eine pharmazeutische Verwendung der Pflanzen gebe. Aus der Perspektive des Pharmaziehistorikers ist dies eine fragwürdige Annahme, war es doch keineswegs üblich, Herbarien, Pharmakopöen oder Rezeptbücher mit den Abbildungen von Apothekengefäßen zu verbinden. Gänzlich andere Interpretationen der Objekte sind durchaus möglich. Eher spekulativ ist die von Pelling präferierte Annahme, es handle sich nicht um Apothekengefäße, sondern um Behältnisse für Kosmetika.<sup>30</sup> Von dieser Auffassung ist Pelling inzwischen abgerückt und deutet das Manuskript nun als das Skizzenbuch eines venezianischen Architekten, das dieser anlässlich einer Reise nach Istanbul verschlüsselt habe.<sup>31</sup> Hingegen tritt H. SantaColoma in einem US-amerikanischen Freizeitmagazin die Auffassung, die Objekte des pharmazeutischen Teils würden frühe Mikroskope darstellen.<sup>32</sup> In der Tat sind die Ähnlichkeiten nicht von der Hand zu weisen; allerdings wurden erst ab der Mitte des 17. Jahrhunderts Mikroskope gebaut, die den komplexeren Objekten im Voynichmanuskript (den „Theriakgefäßen“) gleichen, was im Widerspruch zur üblichen Datierung der Handschrift in das 15./16. Jahrhundert steht.<sup>33</sup> SantaColoma vermutet weiter, dass der Codex aus der Feder des niederländischen Erfinders und Naturforschers Cornelis Drebbel (1572 – 1633) stammen könnte und dass manche Ab-



bildungen der botanischen und astronomischen Sektion Querschnitte von Pflanzenpräparaten seien. In der Tat würden dessen Lebensdaten gut zur Geschichte des Voynichcodex passen, war er doch 1610 bis 1612 in Prag am Hofe Rudolfs II und präsentierte dort dem Kaiser sein Perpetuum mobile.<sup>34</sup> Drebbel, der bekannt wurde, weil er für König James II. von England ein U-Boot konstruierte, war auch als Erbauer von optischen Apparaten bekannt. Seine Mikroskope genossen beispielsweise bei den Mitgliedern der italienischen Accademia Dei Lincei Ansehen.<sup>35</sup> Ob sich für die Theorie von Drebbel als Urheber des Voynichmanuskripts noch weitere Belege finden lassen, wird die Zukunft zeigen.

## Der Rezeptteil

Der so genannte „Rezeptteil“ enthält keine Abbildungen, sondern besteht nur aus ein- oder mehrzeiligen, jeweils von einem Sternchen (oder einer Blüte) eingeleiteten Textpassagen. Deren Interpretation als „Rezept“ stützt sich ausschließlich darauf, dass man die Objekte im vorausgehenden Teil als Apothekengefäße interpretiert und nun in der folgenden Aufzählung eine Anleitung zum Gebrauch der abgebildeten Pflanzenteile vermutet. Weitere Hinweise, ob es sich wirklich um Rezepte oder Rezepturen handelt, gibt es nicht.

## Zusammenfassung

Auch nach fast 100 Jahren bleiben die Rätsel des Voynichmanuskripts ungelöst und beschäftigen immer noch die Forscher. Die meiste Energie floss in die bislang erfolglose Entschlüsselung der Schrift. Der Untersuchung der zahlreichen Abbildungen, vor allem der Pflanzen, wurde hingegen von Fachleuten weit weniger Aufmerksamkeit gewidmet und die Beschäftigung mit den Pflanzenabbildungen und „Apothekengefäßen“ wurde bislang nicht mit der wünschenswerten Gründlichkeit durchgeführt. So bleibt der Abgleich der Pflanzenabbildungen mit denen in traditionellen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Herbarien ein Desiderat.

Auch eine Untersuchung von Personen im Umfeld des Voynichmanuskripts wäre interessant, insbesondere eine Aufarbeitung der Bezüge Wilfrid

Voynichs zur Chemie und Pharmazie. Man sollte jedoch die Warnung beherzigen, mit der Kennedy und Gerry ihre Monographie über das Voynichmanuskript beschließen: „Die „Kunst“ der Voynich-Handschrift besteht darin, jedem Forscher den Spiegel vorzuhalten, so dass er anstelle der Wahrheit, die der Handschrift zugrunde liegt, ein Abbild der eigenen Vorurteile und Überzeugungen erblickt. Und darin liegt die Gefahr für alle Voynich-Forscher, denn das Manuskript ist kein harmlos-naturgetreuer Spiegel, sondern ein Zerrspiegel aus einer Rummelbude, der ein entstelltes und fast unkenntliches Bild zurückwirft. [...] Viele, die sich mit der Voynich-Handschrift beschäftigten und glaubten, ihre Untersuchungen hätten die dunklen Geheimnisse des Dokuments zutage gefördert, erblickten in Wahrheit nur ein Zerrbild ihrer eigenen Hoffnungen und Wünsche.“<sup>36</sup>

### Anmerkungen

- Die digitalisierten Seiten sind unter [http://beinecke.library.yale.edu/dl\\_crosscollex](http://beinecke.library.yale.edu/dl_crosscollex) [Stand 29.10.2007] einsehbar.
- Vgl. Gerry Kennedy / Rob Churchill: Der Voynich-Code, Berlin 2005. Das Original erschien 2004 unter dem Titel „The Voynich Manuscript“ in London 2004. Einen guten Überblick gibt der englische Wikipedia-Artikel, [http://en.wikipedia.org/wiki/Voynich\\_manuscript](http://en.wikipedia.org/wiki/Voynich_manuscript). Eine Liste der Literatur zum VM bis 2001 unter <http://www.ic.unimc.br/~stolfi/voynich/mirror/reeds/bib.html> [Stand 29.10.2007]. Ein Verzeichnis der wesentlichen im Internet zugänglichen Informationen zum VM s. <http://www.ic.unimc.br/~stolfi/voynich> [Stand 29.10.2007].
- Ausgenommen Nick Pelling: Die Voynich-Manuskripte und Caterina Sforza „Gli Experimenti“. In: Wahrig, Bettina (Hrsg.): Arzneien für das „schöne Geschlecht“. Stuttgart 2004 (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte; Bd. 44). S. 123 – 134 und Sergio Torsella: Gli erbari degli alchimisti. In: Saginati, Liana (Hrsg.): Arte farmaceutica e piante medicinali - erbari, vasi, strumenti e testi dalle raccolte liguri. Pisa 1996. S. 31-67.

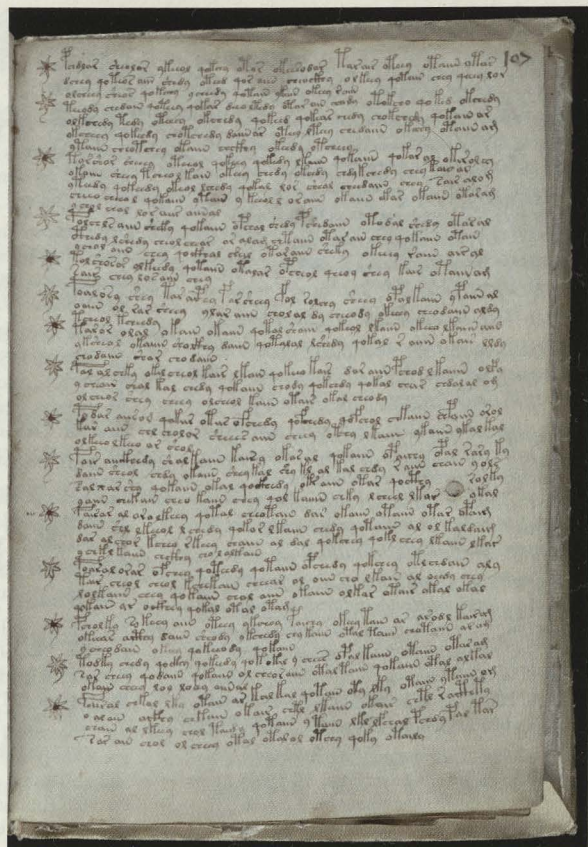


Abb. 6: Folio 107r, „Rezeptteil“

- European Voynich Alphabet (EVA), <http://www.voynich.nu/extra/eva.html> [Stand 06.11.2007].
- Ausführlich hierzu Kennedy [wie Anm. 2].
- Mitteilung an den Autor vom 8. 8. 2007.
- Zu Voynich vgl. Kennedy [wie Anm. 2], 11-15, 22-24 u. 245-256. Biographische Angaben zu Voynich finden sich in der Autobiographie seiner Mitarbeiterin Emily M. Sowerby: Rare people and rare books. Williamsburg 1987 [Repr.] sowie in Werken über Ethel Voynich, zum Beispiel Evgenija A. Taratuta: Etel' Lilian Vojnic. Moskva 1960.
- S. Kennedy [wie Anm. 2], 11 und Otto von Schleinitz: Die Bibliophilen - W. M. Voynich. In: Zeitschrift für Bücherfreunde 10 (1906), S. 481.
- Kennedy [wie Anm. 2], 273-280.
- Vgl. Andrew Cook: Ace of spies: The True Story of Sidney Reilly. Stroud 2004.
- Cook [wie Anm. 10], 38 u. 40.
- Kennedy [wie Anm. 2], 80f. Kennedy stützt sich hier weitgehend auf René Zandbergen: Voynich MS – Biographies, <http://www.voynich.nu/> [Stand 29.10.2007] und die dort genannten Quellen. Speziell zu Sinapius s. a. die Transkriptionen aus Schmidts Historiae Societatis Jesu Provinciae Bohemiae, in <http://www.voynich.nu/extra/schmidl.html> [Stand 29.10.2007] sowie Evans, Robert J. W.: Rudolf II.: Ohnmacht und Einsamkeit. Graz 1980.
- Evans [wie Anm. 12], 140, gibt hier 1604 an. Die Transkription der Urkunde über die Adelserhebung (<http://www.voynich.nu/cur->



- ricula.html#decl [Stand 29.10.2007]) gibt aber den 20.10.1608 an.
- 14 Zu Marci s. Dictionary of Scientific Biography, Bd. 9 (1974), S. 96-98. Kirchers Briefe liegen als Faksimile vor, s. <http://193.206.220.68/kircher> [Stand: 29.10.2007]. Die das Voynich-Manuskript betreffenden Briefe an Kircher zitiert nach <http://www.voynich.nu/letters.html> [Stand 29.10.2007] und [http://mysite.wanadoo-members.co.uk/philipneal\\_vms/marcileters.html](http://mysite.wanadoo-members.co.uk/philipneal_vms/marcileters.html) [Stand: 29.10.2007].
  - 15 Oder 1665, die Jahreszahl ist schwer lesbar.
  - 16 Athanasius Kircher: Prodomus coptus sive aegyptiacus. Rom 1636 und ders.: Lingua Aegyptiaca restituta. Rom 1643.
  - 17 „Ex pictura herbarum, quarum plurimus est in Codice numerus, imaginum diversarum, Astrorum, aliarumq[ue] rerum, faciem chymicorum arca/norum referentium“. Zitiert nach <http://www.voynich.nu/letters.html#mm66> [Stand 29.10.2007].
  - 18 „vir optimus et rerum chymicarum peritissimus, verum desideratum finem necdum assecutus; quem non auri sed Medicinae gratia tam solícite quaerit“. Zitiert nach <http://www.voynich.nu/letters.html#mm66> [Stand 29.10.2007]. Zu Baresch s. <http://www.voynich.nu/curricula.html> [Stand 29.10.2007].
  - 19 „A booke [...] containing nothing butt Hieroglyphicks, which booke his father bestowed much time upon: but I could not heare that hee could make it out.“ G. Keynes [Hrsg.]: The works of Sir Thomas Browne. Bd. 6 (1931). S. 325, zitiert nach [http://www.ms408.de/history\\_d.htm](http://www.ms408.de/history_d.htm) [Stand 10.11.2007].
  - 20 Vgl. Evans [wie Anm. 12], 146-151.
  - 21 Zuletzt Andreas Schinner: The Voynich Manuscript: Evidence of the Hoax Hypothesis. In: Cryptologia 31 (2007), H. 2, S. 95-107.
  - 22 Dan Gibson: The Voynich Question. Possible Plant Identifications in the Voynich Manuscript. <http://nabataea.net/vplants.html> [Stand 29.10.2007].
  - 23 Hugh O'Neill: Botanical observations on the Voynich MS. In: Speculum 19 (1944), S. 126-128. Auch als Reprint in Robert S. Brumbaugh: The Most Mysterious Manuscript. Carbondale 1978. S. 79-81.
  - 24 Kennedy [wie Anm. 2], 177f.
  - 25 Zum Beispiel die zwischen Voynich-Folio 2v zu Egerton-Folio 67r, Voynich-Folio 88r zu Bodleian MS 130-Folio 11v und Voynich-Folio 96v zu Bodleian MS 130-Folio 17r (sehr ähnlich dazu auch Voynich-Folio 17v).
  - 26 Vgl. Minta Collins: Medieval Herbals. London 2000 sowie Heide Grape-Albers: Spätantike Bilder aus der Welt des Arztes. Wiesbaden 1977.
  - 27 Vgl. Toresella [wie Anm. 3] und Vera Segre Rutz [Hrsg.]: Il giardino magico degli alchimisti : un erbario illustrato trecentesco della Biblioteca Universitaria di Pavia e la sua tradizione. Milano 2000.
  - 28 Vgl. Toresella [wie Anm. 3], 53-57.
  - 29 Zum Beispiel die der Folios 10r/101r, 18v/101v, 19r/102v, 32v/100v, 37v/101v, 39r/94v, 48r/89r, 48v/89r, 56r/100v und 96v/99r.
  - 30 Vgl. Pelling [wie Anm. 3].
  - 31 Vgl. Nicholas J. Pelling: The Curse of the Voynich. Surbiton [um 2006].
  - 32 Vgl. H. R. SantaColoma: The Voynich Manuscript: Drebbel's Lost Notebook? In: Renaissance Magazine, Heft 53 (März 2007), S. 25 und [http://www.santa-coloma.net/voynich\\_drebbel/voynich.html](http://www.santa-coloma.net/voynich_drebbel/voynich.html) [Stand: 29.10.2007].
  - 33 Vgl. Wolfgang Gloede: Vom Lesestein zum Elektronenmikroskop. Berlin 1986.
  - 34 Vgl. L. E. Harris: The Two Netherlands: Humphrey Bradley and Cornelis Drebbel. Leiden 1961. S. 121-227 und Evans [wie Anm. 12], 129f.
  - 35 Vgl. David Freedberg: The Eye of the Lynx. Chicago 2002. S. 151-153 u. 284.
  - 36 Kennedy [wie Anm. XX], 272.

*Anschrift des Verfassers:*  
**Dr. Michael Mönnich**  
 Tullastr. 12  
 76131 Karlsruhe

## Deutsches Apotheken-Museum Im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg  
 Tel.: 0 62 21 / 2 58 80 · Fax: 0 62 21 / 18 17 62

**Öffnungszeiten:** Tägl. 10.00–17.30 Uhr. Letzter Einlass um 17.10 Uhr.

**Eintrittspreis:** Regulär: € 2,50. Ermäßigt: € 1,20 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)  
 Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schlossinnenhofes und des Großen Fasses.

**Führungen:** Nach telefonischer Voranmeldung.  
 Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!



# Führten die Geheimnamen antiker Pharmakopöen zur Dreck-Apotheke?

VERBERGEN SICH HINTER STERCORALIA UND STOFFEN ZOOPHOREN  
ONOMASTIK PHYTOLOGISCHE GEHEIMMITTEL ODER REALE INGREDIENZ-  
EN DER THEROTHERAPIE?

Von Gisela Stiehler-  
Alegría, Neu-Isenburg

→ War die „Dreck=Apotheke“ ein einziges Missverständnis, weil mesopotamische und ägyptische Medizinaltexte alle nachfolgenden

Heilkundler und Kräuterbuchautoren mit verschlüsselten Drogenbezeichnungen getäuscht hatten? In den 1990ern äußerte ein namhafter Altorientalist den Verdacht, dass die Anwendung von Kot oder anderen ekelerregenden Substanzen in der europäischen Heilmittelkunde auf dem folgenschweren Irrtum beruhte, die im Alten Orient üblichen Geheimnamen für reale Medikamente zu halten<sup>1</sup>. Ähnliche Vermutungen über die Rezeption bizarrer Heilstoffe stellten nach Entdeckung der genannten Pharmakopöen im 19. Jahrhundert eine ganze Schar von Gelehrten an. Dass das „Wörtlichnehmen“ von esoterischen Bezeichnungen die spätere ‚Materia medica‘ entsprechend kontaminiert hätte, trieb alle um, von Freiherr von Oefele über Hermann Schelenz<sup>2</sup> bis zu Max Neuburger. Danach schob die kulturhistorisch orientierte Wissenschaftsgeschichte dieses hybride Forschungsgebiet jahrzehntelang zur Seite. Aus moderner pharmazeutischer Sicht widmeten jüngst die Autoren des zweiten Bandes „Geschichte der Pharmazie“ im Kontext erstellter Persönlichkeitsprofile auch der Stercora-Problematik und ihren Urhebern einige Zeilen<sup>3</sup>.

## Diskussionsmotivation

Die prinzipielle Frage, ob Stercoralia als magische Arkana und Ingredienzien der Therothérapie (Therapie mit Tierteilen) zum Einsatz kamen oder ob es sich generell um Geheimnamen handelte, blieb bislang unbeantwortet. So soll das Rubrum „Geheimnamen“ anhand repräsentativer Textgattungen der Heilmittelliteratur unterschiedlicher Epochen und Gesellschaften<sup>4</sup> unter diesem Aspekt dargestellt und definiert werden. Das Spektrum der Belege könnte Aufschlüsse liefern, in welchem Ausmaß und vor welchem historischen Hintergrund tierische Körperteile und Exkremente eine therapeutische Funktion erfüllten oder ob sie nur als phytologische Kryptogramme angelegt waren. Eine gewisse Problematik liegt in der gegenseitigen Abgrenzung von Fach-

vokabular, Synonyma und Geheimnamen, die mit der zoophoren Onomastik (Namenkunde) einhergehen. Deshalb scheint es unabdingbar, innerhalb einer breit gefächerten Spurensuche das Umfeld der Benennungsmotivation zu sondieren, zu dem die Signaturenlehre und das [dämonologische] Weltbild der antiken Autoren gehören.

## Bestandsaufnahme: exemplarische Textgattungen der Heilmittelliteratur

### 1. Mesopotamien

Babylonisch-assyrische Handbücher waren als ideographisch mehrspaltige Listen zur Arzneiverordnungslehre gedacht, wobei sie verschiedene Zeichnisse integrierten. So diente die

3. Tafel des pharmazeutischen Kompendiums Uruanna<sup>5</sup> dem Nachlesen sumerischer und anderer ausländischer Drogenamen, aber auch den Substitutionen, die den in der 1. Kolumne aufgeführten Simplicia galten. Ob die Bezeichnungen der 2. Kolumne als Synonyma zu verstehen sind oder als Geheimnamen, bleibt aufgrund des bruchstückhaften Wissensstandes im Fokus der Forschung.

Die Auswertung mesopotamischer Pharmakopöen auf ihre Rezepturbestandteile hin durch Pablo Herrero<sup>6</sup> ergab, dass Ausscheidungsstoffe wie Harn, Stuhl und Sperma, Blut, Knochen, Eierschalen und Schlangenhaut oder Froschleber zum Arzneischatz gehörten, zumindest dem Begriff nach. Solche animalischen Drogen wurden bevorzugt mit aromatischen und/oder mineralischen Substanzen kombiniert: man vermischte beispielsweise Vegetabilia wie Galbanum mit Gazellenmist, Taubendreck und weiteren Stoffen und verknetete das Ganze mit Talg.

Therotherapeutische Inhaltsstoffe findet man ebenfalls in augenheilkundlichen Kompendien. Die Titel der Präparate werben mit Referenzen wie „Augensalbe von Hammurapi erprobt“<sup>7</sup>, die Rezepturen verarbeiten Fledermaussporn, Frauenzungensalz oder Eidechsenkot vermischt mit dem pulverisierten Schädel einer Taube und verrieben mit Öl. Fledermauskralle und Frauenzungensalz könnten tatsächlich Pflanzen respektive Mineralsalze meinen, sie assoziieren vertraute Wortbildungen wie Lerchensporn (Corydalis) oder Tartarenschrei (Tartarus depuratus).

Hier finden sich die Altorientalistinnen bestätigt, die animalische Drogen dem ‚Corpus hermeticum‘ zuordnen möchten. So repräsentiert eine Substanz wie ‚esemti amilūti‘ [Menschenbeine], laikal gerne als Vorbild für die „mittelalterliche Dreckapotheke“ zitiert, nach der ‚Uruanna‘-Synonymliste kein reales Heilmittel, sondern tarnt eine Droge namens ‚U.hatti rē‘i‘. Die Keilschriftforscher halten auch Animalia und Stercoralia wie Hirschhorn oder Taubendreck für Synonyme, obwohl – oder weil – die Identifikation der botanischen oder mineralischen Droge noch nicht abgeschlossen ist. Ebenfalls kein Konsens herrscht über die Definition Alternativbezeichnungen oder Geheimnamen.

Entsprechend inkonsequent fällt die Interpretation der Ingredienzien einer neubabylonischen Keilschrifttafel<sup>8</sup> aus Uruk [Südirak] aus (Abb. 1), die The-





216

Neubabylonische Zeit - F. Köcher

409 W 21033

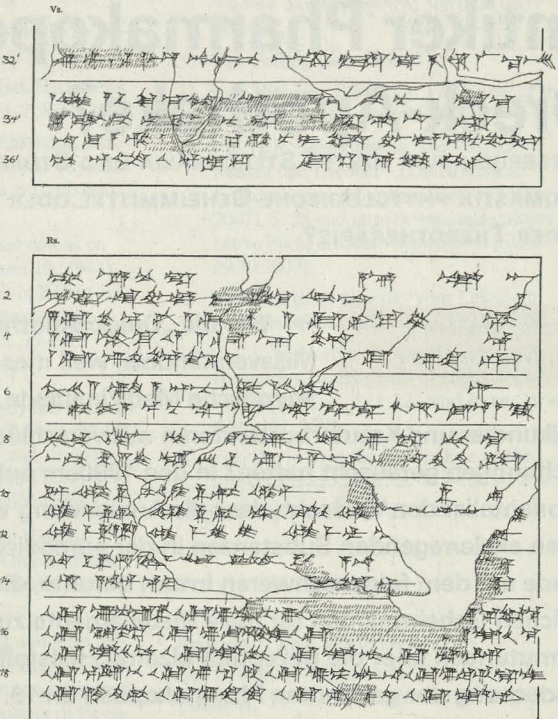


Abb. 1 (a+b):

a. Vorderseite des Medizinaltextes (W 21033): Keilschrifttafel zwischen Unterkiefer und Unterarm eines Skelettes, Grab eines Priesters. Uruk (Südirak), Grab 405, 6. Jh.v.Chr. Iraq-Museum Baghdad. Abbildung in AUWE 10 (1995), Tf. 153/a. Staatliche Museen zu Berlin-Vorderasiatisches Museum.

b. Texttranskription der Tafelrückseite (W 21033) von F. Köcher: AUWE 10 (1995), S. 216. Staatliche Museen zu Berlin-Vorderasiatisches Museum.

rapiekonzepte mit Ritualen und Beschwörungen in sumerischer Sprache verbindet: Menschenkot, Taubendreck, Schweineborsten und Kleinkindexkremente werden von den Philologen zu Geheimnamen deklariert, nicht dagegen der Hundeurin. Zitat der Übersetzung von Zeile 12 Vorderseite und Zeilen 2, 6 und 7 Rückseite des Tontafeltextes aus Grab 405: <šumuttu-Pflanzen (der hier verwendete Deckname der Pflanze heißt „Menschenkot“) verarbeitest du mit dem Urin eines Hundes zu einem Brei, verbindest (ihn damit)>; Zeile 2 Rückseite: <Exkremente eines Kleinkindes, das eine [bis dahin kinderlose] Frau ihm geboren hat>. Es folgen 3 Zeilen, die pflanzliche Zutaten und Rindsnierentalg aufzählen. Zitat Zeilen 6 und 7 Rückseite: <Diese insgesamt 12 (Der Text zählt 22) Drogen zerstampfst du zusammen, zerstößt (sie), verarbeitest (sie) mit Kuhmilch (und Granatapfelsaft in einer kleinen Kupferschale zu einem Brei, schlägst (ihn) in ein Tuch aus (dünnem) Leder, (legst ihn als Umschlag/Kataplasma auf), verbindest (ihn)>.<sup>9</sup>

2. Altägypten

Eine 2002 in der Leipziger Albertina geführte Diskussion um den Papyrus Ebers<sup>10</sup> kreiste auch um die Auswahl der Drogen dieses Rezepturkompilats und die daran geknüpfte Wirkungsweise<sup>11</sup>. Welcher Ideenkomplex sich vor allem hinter den animalischen Arzneistofflieferanten verbarg, wurde anhand prägnanter Beispiele erläutert: in Zusammenklang mit dem Heilmittel wirkte Analogiezauber, spielten religiös-magische Komponenten, Kontaktmagie und die dämonistische Krankheitsdeutung ihre Rolle. Andere Ingredienzien entsprachen den geläufigen Prinzipien von ‚Similia similibus‘ oder ‚Contraria contrariis‘. In diesem Zusammenhang soll an Theodor Hopfner erinnert werden, der 1921 in seinen Schriften zu den griechisch-ägyptischen Offenbarungslehren die Weichen für die mythologischen Interpretationen des Sympathiezaubers stellte<sup>12</sup>. Die Auswertung bezüglich der Stoffe animalischer Herkunft erbrachte

knapp 20 verschiedene Tierarten. Zu dermatologischen Zwecken wurden beispielsweise Exkremente mit Gerste und Fett verrieben, das Auflegen von Frischfleisch sollte blutende Wunden stillen. Als eine Methode früher Antibiotikatherapie darf nach Meinung der Experten ein Kataplasma aus verschimmeltem Gerstenbrot zur Wundbehandlung gelten, das im 18. Kapitel unter der Leitindikation ‚Dermatologie/Geschwüre‘ zu finden ist<sup>13</sup>. Von Relevanz für die anstehende Studie sind ferner die ‚Eingangssprüche‘ des pE<sup>14</sup>. Sie lassen sich dergestalt auslegen, dass ein solches Kompendium nur benutzen und anwenden durfte, wer sich einer entsprechenden Ausbildung unterzog. Diese ging mit der Legitimierung durch göttliche Instanzen einher, welche eine physische Immunisierung des Heilers koinzidierten, mit Krankheiten und Dämonen unbeschadet umzugehen. Wolfhart Westendorf vermerkt, dass das Gefäßbuch des Papyrus Ebers den Titel „Anfang vom Geheimwissen des Arztes“ trägt. Darin wird dieser als



der Fachmann charakterisiert, der beispielsweise „über die Pulsmessung in die Geheimnisse des Körperinnern eindringt“. Als arkan werden Kräuter bestimmter Rezepte eingestuft (deren Namen man nicht erfährt) und Mittel, für die ausdrücklich Geheimhaltungspflicht angemahnt wird. Es fanden sich ferner Beispiele für Rezeptverordnungen, deren Weitergabe selbst an Untergebene explizit ausgeschlossen wurde<sup>15</sup>.

### 3. Römische Kaiserzeit

Plinius d. Ä. trug bekanntlich das geballte Wissen seiner Epoche in der *‘Naturalis historia’* zusammen<sup>16</sup>. Band IV dieser Enzyklopädie beschreibt in den Büchern 20-27 die „Heilmittel aus den Pflanzen“, Band V verteilt die „Heilmittel aus den Lebewesen“ auf 5 Bücher, 28-32. Das 28. beginnt mit dem Menschen, *‘Ex homine remedia’*, und sinniert über anthropologische und kulturhistorische Belange. Plinius, dessen Aufzeichnungen sich überwiegend aus den Werken älterer Autoren rekrutieren, wirkt geradezu modern, wenn er Überlieferungen kritisch und ironisch kommentiert<sup>17</sup>. So weist er die Monstrosität abstruser Heilvorschläge über die Verwertung des menschlichen Körpers oft rigoros zurück (28:II 7), weil der Mensch dadurch selbst zum wilden Tier würde (28:II 5) und beteuert: „wir wollen Heilmittel, keine üblen Praktiken mitteilen“. Dennoch offeriert Plinius dem Leser in den Büchern 28, 29, 30 und 32 eine Fülle magischer Machenschaften (die er als solche entlarvt) und obskurer Zubereitungen aus Tieren, zu deren Ingredienzien Blut, Eingeweide und Kot (fimum) gehören. Beliebte waren Esels-, Schweine- und Ziegenkot (28: XLIII 153-156; LXIX-LXXI), ferner Taubenmist. Hervorzuheben sind Arzneizubereitungen, die Ziegenmist bzw. -käse mit Essig und Honig bei den unterschiedlichsten Gebrechen, vorzugsweise aber Geschwüren (28: LXXIV 243), empfahlen. Auch hierin gibt sich die Naturkunde des Plinius als Vorläufer und Vorbild mittelalterlicher Rezepturen zu erkennen.

### 4. Europäisches Mittelalter

Die Rezeptarien des frühmittelalterlichen *‘Lorscher Arzneibuchs’* präsentieren erfreulicherweise nicht nur die bekannte Palette tradierter Animalia

oder organotherapeutischer Heilmittel. Sie vermitteln Drogenaustauschlisten und die Empfehlung einheimischer Ingredienzien, aus denen Ulrich Stoll zur Ergänzung der Glossenliteratur versteckte Synonyma und spezielle Stoffdefinitionen herausfilterte<sup>18</sup>. Zur Therapie desselben Leidens standen Alternativrezepte und -verfahren zur Verfügung, die hier durch drei Beispiele, die jeweils tierische Drogen favorisieren, vertreten sein sollen: „Unterschenkelgeschwüre, wenn die Knochen herausschauen, heilt geriebener Schimmel vom Käse und Schafsding ana partes mit Honig. Alternativ: Ziegenmist mit Essig“ (LAB 185-191: Nr. 121). Gegen verrenkte Fußknöchel „Kuh- oder Ziegenmist+Honig“ bzw. „Asche aus Rübe und Rinderblut“ (LAB 186: Nr. 122). Gegen Kopfschmerz das „Bestreichen mit aufgelösten Schwalbennestern“ oder „Geißenmist in Essig“ (LAB 135-7: Nr. 3). Präantibiotische Ansätze werden der Verwendung von Tauben- und Ziegenmist sowie dem Käseschimmel unterstellt<sup>19</sup>.

Im Hochmittelalter bot die der salernitanischen Schule entstammende *‘Alphita’* [farina hordei] die wichtigste Drogenliste. Der von Salvatore de Renzi 1854 nach lateinischen Manuskripten publizierte Text stammt wahrscheinlich aus dem 13. Jh. und zählt außer pflanzlichen Drogen tierische Organe, Mineralien, Chemikalien und menschliche Körperteile auf<sup>20</sup>. Das Benediktinerkloster Andechs<sup>21</sup> führt im 15. Jh. eine Liste von Arzneistoffen tierischen Ursprungs, darunter *‘Nomina Auxugiarum’* (Bärenfett, Fuchsfett, Wolfsfett, Kranichfett, Geierfett)<sup>22</sup> und *‘Nomina carniū’* (Caro leonis, Seepferdchen und Lab vom Hasen). Löwenfleisch und Seepferdchen durften wohl nicht fehlen, da schon Plinius sie empfahl.

### 5. Die Dreck-Apotheken<sup>23</sup> des 17. Jahrhunderts: Tier und Mensch als Rohstoffquelle zur Heilmittelgewinnung.

Im 17. Jahrhundert erfuhr die Literatur zur Fäkal- und Leichenteilverwendung ihren literarischen Höhepunkt. Der *‘Parnassus illustratus medicinalis’* (Abb. 2) des Gelehrten Johann Joachim Becher (1635-1682) erschien 1662 in Ulm und propagierte „Zerlassen Menschenfett ist guot

für lahme Glieder. So man sie damit schmirt, sie werden richtig wider“<sup>24</sup>. *‘Pinguedo humanis’* gehörte neben zahllosen anderen Beispielen wie der Verabreichung von Kot des weißen Hundes<sup>25</sup> mit Rautensaft gegen Kolik-Schmerz (Becher 43/128: Album graecum) oder Fuchsblut gegen Nierenstein (Becher 48/128) zu den spektakulären Heilmitteln neuzeitlicher Therothepie. „Wer den Kot verachtet, verachtet seinen Ursprung“ lautete das Motto Christian Franz Paullinis, dem die „treckichte Herkunft“ des Menschen zur Legitimation für Kotanwendungen diene. Unter dem Titel *‘Neu=Vermehrte/Heylsame Dreck=Apothecke’* erfuhren seine erstmals 1696 in Frankfurt publizierten Ratschläge zur Verwendung von Exkrementen und Kräutern Zuspruch und zahlreiche Neuauflagen (bis 1847). Wie das Arzneibuch Paullinis ursprünglich konzipiert und für welche Klientel es gedacht war, bleibt umstritten<sup>26</sup>.

Es sind Substanzen der hier geschilderten Art, die die Kontinuität der Ekelstoffe enthaltenden Geheimmittel ägyptisch-orientalischer Provenienz in späteren europäischen Pharmakopöen

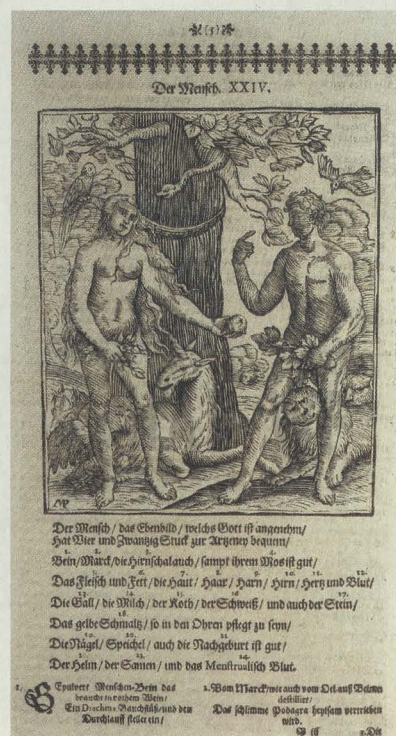


Abb. 2: Blatt 5 des *‘Parnassus illustratus medicinalis’* (Bd. 1) von J.J. Becher, 1662. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: 23.2 Phys. 2°.



belegen sollen, weil diese die ster-  
coralen Bezeichnungen allzu wörtlich  
genommen hätten. Selbst wenn man  
eine indirekte Rezeption babylonischer  
Medizinaltexte voraussetzt, wird man  
weder Becher noch Paullini unterstel-  
len dürfen, dass die von ihnen favori-  
sierte Leichenteil- beziehungsweise Ex-  
krementtherapie einem Missverständ-  
nis entsprungen war. Vertraut mit den  
Koryphäen der Spätantike und selbst  
der Esoterik verbundenen, wussten Be-  
cher und Paullini um die Bedeutung  
der Arkana. Beide Autoren wollten  
meines Erachtens die Verwertbarkeit  
von Menschen und Tier – unter dem  
wissenschaftlichen Aspekt der Chemie  
derselben – darlegen. Während Becher  
den Menschen als Herr und König der  
Tiere betrachtete, durchforstete er un-  
ter der Rubrik „Thiere“ den mensch-  
lichen Körper auf seine Tauglichkeit  
als Rohstoffdepot (Becher, Vorrede  
S.10: „zur Kenntnis der Natur dienen,  
nicht zum selbst `medicinieren“). Vor-  
sichtshalber rechtfertigte Becher seine  
Beschreibungen durch die Schöpfung  
Gottes, die Empirie und „gelehrte alte  
Zeugen“. Religiös argumentierte auch  
Paullini, er berief sich ferner auf Plini-  
us, Galen und Avicenna.

Geheimwissen

Die seit dem Spätmittelalter kultivierte  
Kunst der verborgenen Speicherung  
oder Übermittlung von Information,  
das „verdeckt Schreiben“, ist in diesem  
Kontext nicht nur von akademischem  
Interesse. Auch im 16. und 17. Jh. be-  
herrschten `Hermetismus` und die Ste-  
ganografie die Köpfe, das Interesse an  
„verborgenen Sprachen“ stand oft in  
fragwürdigem Zusammenhang<sup>27</sup>.  
Viele der Geheimlehren knüpften an  
die sogenannten Hermetiker an, die in  
den Jahrhunderten vor und nach der  
Zeitenwende bevorzugt in Unterägypten  
aufgetaucht waren. Dort hatte sich  
ein Konglomerat magisch-religiöser  
Vorstellungen ägyptischer, persischer,  
babylonischer und griechischer Her-  
kunft entwickelt und zahllose Arkan-  
disziplinen samt zugehöriger Mystikli-  
teratur hervorgebracht. Schriften über  
die sagenumwobene Gestalt des Her-  
mes Trismegistos waren im Spätmittel-  
alter durch Übersetzungen aus dem  
Arabischen in den lateinischen Sprach-  
raum gelangt. Hermes Trismegistos  
galt den Renaissancegelehrten als Be-  
gründer einer philosophischen Offen-  
barungstradition, weshalb das Land

am Nil zur geheimnisvollen Quelle des  
Urwissens mystifiziert wurde. Dass das  
griechisch verfasste `Corpus Hermeti-  
cum` nicht altägyptischen Ursprungs  
war, sondern aus den ersten nachchrist-  
lichen Jahrhunderten stammte, fand als  
erster Marsilio Ficino heraus<sup>28</sup>.

Geheimlehren überwucherten beson-  
ders den Heilmittelsektor. Eine Über-  
sicht, mit welch absurden Phantasie-  
bezeichnungen Substanzen aus dem  
Pflanzen- und Mineralienreich belegt  
wurden, liefert der aus dem 4. Jh.  
stammende Papyrus Leiden V Col. 12  
(Abb. 3a+b)<sup>29</sup>: Pavianstränen sollten  
Anissaft, Krokodilkot Äthiopisches  
Gras, Heraklessame Rauke und Ärz-  
teknochen Sandstein bedeuten. Diese  
„geheimnisvollen Wirkstoffe“ waren  
wohl schon Dioskurides geläufig, als  
er spottete, dass die „Autoritäten“ auf  
dem Gebiet der Zauberpflanzen alle  
ägyptischer und babylonischer Her-  
kunft [onomata aigyptia kai babylo-  
nia] seien. Plinius und Galenus zogen  
die bizarren Tarnnamen ins Lächer-  
liche, wie es vor ihnen schon Cicero  
tat. Sogar der Traumdeuter Artemidor  
von Daldis (2. Jh. n.Chr.) argwöhnte,  
dass die Götter den Heilpflanzen ein-



Abb. 3 (a+b)  
a. Ägyptisch-griechischer Synonymenschlüssel: Papyrus  
Leiden V PGM XII, 25, J 384, Col. 12. Rijksmuseum van  
Oudhen, Leiden (NL).

24

J 384, Col. 12


(PGM XII)

1

το ζωδιον τοδε

(384)

5



(389)

10

τα δε ονοματα επι της αριστερας πτερυγος  
καταγραφομενα ειναι ταυτα επικαλου  
μαι σε την μεγαστην θεον  
θαθαβαθαβ  
πετεναβουθι  
πεκτουβασ[β]ει  
ησουκουαιρα  
μουνοθι  
αρχελιδονηθ  
βαβαριβαθ

(394)

15

αγρυπτειναι η δει ολη νυκτος τε και ημερας εως θανη ηδη β ταχυ β  
προς επιχειρειν και φιλει α'ν δια παντος λαβων ριζαν πασιθειαν η  
αρτεμικαν επιγραφει το π τουτο αγνος + Τ λ γ 3 Μ Μ L και φορει  
και εση και επιχειρει και προσελει και θαυμαστος τοις ορασι σοι  
η αναγραφη Ζ Ζ α μινος Δ β χαλκανθοο Δ β κηριδων Δ β κομεας Δ γ

(399)

20

ερμηνευματα εκ των ιερων μεθερμηνευμενα  
οις εχραντο οι ιερογραμματεις δια την των πολλων  
περιεργαν τας βοτanas και τα αλα οι εχραντο  
εις θεων ειδωλα επεγραψαν οπως μη ευλαβουμενοι  
περιεργανται μηδεν δια την εξακολουθησιν  
της αμαρτιας ημεις δε τας λυσις ηγαγομεν εκ των  
πολλων αντηραφων και ' ' κρυφειαν πανταν εστι δε  
κεφαλη [ο]φθαλμος βδελλα  
αγαθις [ο]φθαλμος κερειτην λεγει  
αιμα οφ[ε]λας αιματιτης λιθος  
οστον [ε]β[ε]λας ραμνος εστιν  
αιμα χοιρ[ο]γρολλου αληθως χοιρογρολλου  
δρακυνα κυ[ν]οκεφαλου χυλος αννηθου  
αφοδευμα κορκοδελου αιθιοπητην γην

(404)

25

(409)

30

(414)

12 θανη: θ ex corr. # 20 ευλαβουμενοι\*: ολαβουμενοι RLDPr # 23 '...': ος ος ας ?

b. Transkription. Ägyptisch-griechischer Synonymenschlüssel:  
Papyrus Leiden V PGM XII, 24, J 384, Col. 12. Blatt 24. Rijks-  
museum van Oudhen, Leiden (NL).





Abb. 4a: Hundszunge/*Cynoglossum officinale*. Foto der Autorin. Botanischer Garten Frankfurt/Main.

re löste sich nur, wer sich bei berühmten Vertretern seines Faches weiterbildete. Bei den fremden Lehrmeistern mussten die Aspiranten ein Lehrgeld entrichten und einen Treueeid schwören, dass sie die Schweigepflicht einhielten. Der hippokratische Eid beispielsweise war ursprünglich nur für nichtfamiliäre Schüler im Ärztemilieu Pflicht, bei Familienangehörigen wurde die Loyalität ergebunden vorausgesetzt.

Ähnliche Gepflogenheiten der Eidleistung herrschten bei mesopotamischen Heilkundigen, die übrigens eine Schreiberausbildung absolvieren mussten. Da es sich

bei den überlieferten Keilschrifttexten oft um Abschriften von Schreiberschulen für Mediziner handelt, könnte man argumentieren, dass die den Schulen als Vorlage dienenden Drogen- und Rezeptsammlungen mit „Ekelstoffen“ präpariert wurden, um fremde Schüler und Unberufene in die Irre zu führen. Dass es Eifersüchteleien zwischen den Ausbildungsstätten verschiedener Städte wie Sippar oder Nippur gab, konnte kürzlich belegt werden<sup>31</sup>.

In Ägypten lassen sich Arztdynastien zwar erst in der Spätzeit nachweisen, prinzipiell jedoch existierte neben den Ausbildungseinrichtungen im „Haus des Lebens“ eine Familientradition, Heilverfahren und Drogenanwendungen unterlagen ausdrücklich der Geheimhaltungspflicht. Den medizinischen Wortschatz selbst entnahmen die Ägypter der Umgangssprache, abgesehen vom formalen Aufbau<sup>32</sup>.

Im großen Stil fanden „Geheimnamen“ schließlich in der Spätantike Verwendung als die *magoi* und *profetoi* das Feld übernommen hatten und Nicht-initiierte von der Ausübung magischer Techniken abhalten wollten, wie der oben zitierte Papyrus Leiden V Col. 12 exemplarisch belegt.

## Geheimnamen und ihre Verwendung

Prinzipiell stellen Synonyma zwar Alternativbezeichnungen dar, können aber durchaus zu Geheimnamen mutieren, wenn sie keine breite Rezeption erfahren oder kein allgemein zugängliches Glossar existiert.

Esoterisches Wissen wurde durch eigens kreierte Geheimnamen, die dem Kreis der magischen Sympathie-/Antipathienamen zuzurechnen waren, geschützt. Das Rubrum „Geheimnamen“ bezeichnet folglich enigmatische Benennungen und Anweisungen. Zauberkundige, die nicht allein auf ihr Gedächtnis vertrauten, um all die verwirrenden Lehren über sym- und antipathische Verhältnisse zu speichern, legten diese als Kryptima an. Vererbt wurden Aufzeichnungen dieser Art allenfalls auf einen Initiierten. Ein solcher Synonymenschlüssel liegt vermutlich in dem Titel „Erklärungen der Deck- und Sympathienamen“ des Papyrus Leiden V Col. 12 vor.

Das Thema Schweigepflicht wird in der ägyptischen Heilmittelliteratur bereits im 16. Jh. v. Chr. mittels prägnanter Überschriften angesprochen; in der Spätzeit lenkten Titel wie „Geheimwissen der Isis“ den Blick auf die Götter.

## Gedächtnisübungen für Heilkundler

Doch warum wurden Geheimnamen nicht in jede Rezeptur eingeschleust und weshalb mussten sie Exkreme oder Leichenteile bezeichnen? Dieser Problematik nimmt sich auch der Alt-orientalist James Kinnier Wilson<sup>33</sup> an und fragt, warum manchen Pflanzenbezeichnungen der Stempel „geheim“ aufgedrückt wird und anderen nicht. Wilson hält die angeblichen Geheimnamen des *Uruanna:maštakal* vielmehr für Worterklärungen und lautmalische Wortspiele. Er entdeckt darüber hinaus Reime und Begriffe, die der schreiberischen Erziehung wegen in Versform gebracht wurden und den Lernprozess unterstützen sollten.

In diesem Zusammenhang sei an die Arzneimittellere des Otho von Cremona (um 1200) erinnert, die Peter Dilg<sup>34</sup> beschreibt. Schüttelreime finden sich ebenfalls bei Johann J. Becher, der sein Werk als „Musenberg“ (Par-

fache Namen geben würden und keine phantastischen Termini wie die manischen Quacksalber, welche behaupteten, die Götter selbst hätten diese Nomenklatur befohlen<sup>30</sup>.

## Bedingte die Schweigepflicht eine Geheimsprache?

Was genau soll man nun auf dem pharmakologischen Sektor unter „Geheimnamen“ verstehen, wo liegt die Abgrenzung zu den Synonyma (Alternativbezeichnungen) oder zu fachinternen Benennungen? Schließlich gehört zu jeder Berufsgruppe die Pflege eines Vokabulars, das die handwerksspezifischen Modalitäten definiert und dessen *termini technici* sich der Außenstehende erst erschließen muss. Solange Wörterbücher dem Laien darüber Auskunft geben, wird man diese Terminologie kaum als „Geheimsprache“ bezeichnen dürfen. Dennoch, die Wurzeln der Geheimniskrämerei liegen in den Besonderheiten der Berufsausbildung, weil im Altertum üblicherweise die Söhne (ausnahmsweise Töchter) das Metier des maßgeblichen Elternteils ergriffen. Aus der familiären Leh-



nassus) in hochdeutscher Sprache verstanden haben will und seine Rezepte deshalb in Versform anpreist wie den Fuchsblutrank: „Nüchtern ein Becherlein gegen Griesß und Stein“.

Im Fall der mesopotamischen Pharmakopöen bildeten Paar-Systeme von Pflanzennamen einfache Beispiele für Paronomasie wie `kamkadu-kaman-tu`<sup>35</sup>, dann Triaden wie `sihu-argānubarirātu`<sup>36</sup>, die die erste Zeile diverser Herbarien und Listen bildeten. Anspruchsvoller und assoziativ gaben sich längere Wortspiele `Ú ninû [Minze]: aš nūni [Fisch] nāri rabītu [großer Fluss]. Oder `Ú kukru [Kröte]: aš musārānu [Froschpflanze]. Mehrdeutigkeit und Witz, die aus dem Wechsel von sumerischer und akkadischer Aussprache resultierten, gehen bei der Übersetzung verloren und damit das tiefere Verständnis.

Die Deklamation bedeutete über den Memorisierungseffekt hinaus eine Akzentuierung im Sinne des Sympathiezaubers. Erst durch intensives Artikulieren des Sympathienamens vermochte der Heiler die Kräfte zu wecken, welche die Sympathie zwischen Gottheit und Pflanze verbanden. Das Wissen darüber, wie es zur Namensgebung kam, bildet deshalb

einen wichtigen Mosaikstein zum Verständnis.

## Die Nomenklatur der Rhizomen und Pharmakognosten

Die Nomenklatur der Pflanzenwelt verdanken wir den frühen Kräutersammlern, die den Pflanzen ihrer Umwelt Namen verliehen und an ihre Adepten, die sich primär aus Familienangehörigen rekrutierten, weitergaben. Die Benennungen wanderten im Austausch mit angeheirateten Familien. Bei den Griechen oblag das Einsammeln von Heilpflanzen den `rhizotomoi`; eine Aufgabe, die zum praktischen Teil ihrer Arbeit gehörte, während das Beschreiben und Bestimmen der Drogen den wissenschaftlichen Teil ausmachte, eng verknüpft mit der ärztlichen Tätigkeit<sup>37</sup>. Auch im alten Orient darf man sich die `mašmašu` oder `ašu` als heilkundige Berufe mit pharmakognostisch geschultem Wurzelgräberhintergrund vorstellen<sup>38</sup>. Wir wissen, dass der Herrscher Išme-Dagan aus Mari, einer am mittleren Euphrat gelegenen Stadt, vor knapp 4000 Jahren Vertreter des Ärztestandes zum Hofarzt schickte, damit jene die Drogen kennenlernten:

Botanisieren als Pflichtfach setzt voraus, dass der Grundstein gelegt war, dass man neues Wissen aufnahm und den Kreis der Eingeweihten vergrößerte.

Die Benennungsmotivation bleibt ein spannendes Feld, zeichnen doch lokal und regional differierende Vulgarnamen noch heute den Schatz der Phytonyma aus, von denen auffällig viele Tierepitheta und zoophore Namensbestandteile tragen. Ob sich hinter merkwürdig und fremdartig klingenden Bezeichnungen Geheimnamen verbergen, ob sie als Synonyma gelten dürfen oder einfach als Verball-

hornungen abgetan werden dürfen, versuchen die nächsten Kapitel zu beschreiben.

## Etymologie der Taxa und zoophoren Namenselemente

Botanische Beschreibungsmerkmale umfassen vor allem morphologische und physiologische Eigenschaften<sup>39</sup>. Phytonyma vergab man nach dem Gesamthabitus, nach Wuchs und Aussehen von Wurzel, Stängel, Frucht oder Blütenstand. Sie orientieren sich ferner an der Blütezeit, Frucht reife, Saftgehalt, Geruch oder dem Geschmack. Eine Rolle spielten ökologisch-geographische Herkunft oder Standortbestimmung, aber auch nachweisbare bzw. fiktive therapeutische Wirkungen oder ökonomische Eigenschaften. Pflanzennamen bezeugen darüber hinaus mystische und abergläubische Vorstellungen beziehungsweise mythologische Aspekte. Viele Kräuter erfuhren Benennungen in Sinne der Signaturenlehre oder erlangten als Symbolpflanzen im religiösen Zusammenhang eine erweiterte Bedeutung<sup>40</sup>. Nicht zu vergessen die Trivialnamen ohne erkennbaren Urheber oder die volksetymologischen Umdeutungen. All dies schlägt sich natürlich in den Synonyma nieder.

Um das Erkennen zu erleichtern, spielten Tiere als Namegeber eine hilfreiche Rolle, während Phytonyme praktisch erst in der Neuzeit bei bestimmten Vertretern der Meeresfauna Pate standen („See-Anemone“). Dennoch stiften die zoophoren Namenselemente, die Wirkung oder Aussehen des bezeichneten Tierorgans oder Körperteils suggerieren, auch Verwirrung<sup>41</sup>. Dies findet kulturkreisbezogen statt, denn wie der Vergleich deutscher, lateinischer und griechischer Nomenklatur ergibt, wird dieselbe Pflanzenart oft durch unterschiedliche Vorlagen charakterisiert<sup>42</sup>.

Während beispielsweise deckungsgleiche Appellativa bei der Hundszunge = *Cynoglossum/kýnoglosson* (Abb. 4), beim Natternkopf = *Echium/échion* (Abb. 5), Froschbiss = *Hydrócharis/morsus-ranae*, Lerchensporn/Taubenkopf = *Corydalis* (*kórydos*=Haubenlerche), Drachenwurz = *Dranunculus* oder bei der Hundsruete = *Cynomórium* vorliegen, differieren die Benennungen bei Mutterkorn (auch Bockshorn, Hahnen-



Abb. 4b: *Kynoglossum-Hundszunge*: Dioskurides, *Cod. Med. gr.1*. Nationalbibliothek Wien (A). Reproduktion aus dem Faksimile von Otto Mazal.





Abb. 5a: Natternkopf/*Echium vulgare*. Foto der Autorin. Botanischer Garten Frankfurt/Main.



Abb. 5b: Italienischer Natternkopf/*Echium italicum*. Foto der Autorin. Botanischer Garten Frankfurt/Main.

sporn, Krähenkopf oder Wolfszahn genannt) = *Claviceps purpurea* [keulenköpfig], Ochsenzunge = *Anchusa* [von Plinius mit dem roten Farbstoff der ähnlich aussehenden Alkanna in Verbindung gebracht], Kälberkropf/Kerbelrube = *Chaerophyllum* [liebliches Blatt] oder diverse Wolfsmilcharten = *Euphorbia* [vermutlich nach dem Leibarzt Euphorbos von Juba II. benannt].

## Tier-Epitheta

Große Resonanz als Epithetum fanden die abergläubisch gefürchteten Schlangen. Eine Pflanze namens „Schlangenzunge“ begegnet bereits in zahlreichen Schriftquellen des alten Orients und heißt dort *‘Ú muš’* beziehungsweise *‘as ú ememuš’*. Dass „Schlangenkopf“ in ägyptischen Texten als Geheimname für den Lauch stand, verrät der erwähnte Papyrus Leiden V (PGM XII). Europäische Taxa kennen den Natternkopf (*Echium vulgare*), ein stachlig behaartes Raubblattgewächs mit langer, geschlängelter Wurzel und „züngelnden“ Staubblättern, das dennoch lokal Ochsenzunge genannt wird. Die Belegung mit unterschiedlichen zoologischen Termini wurde schon angesprochen.

Wegen ihres kriechenden Rhizoms erhielt *Calla palustris* (Araceae) die Appellativa Drachenwurz bzw. Sumpfschlangenzunge, gleichzeitig heißt sie wegen der Blattform Schweinsohr. Ein anderer ophidischer Name betrifft das Schlangenmoos, das aber auch als Bärlapp und Wolfstatze (*Lycopodium clavatum*) bekannt ist.

„Zungen“ sind bei den namensgebenden Tierorganen auffallend häufig vertreten. In der *‘Alphita’* finden sich beispielsweise *Amiglossa/lingua agni*=Spitzwegerich (*Plantago lanceolata*), *Lingua passerina*=poligonia vel centinodis, ferner die oft zitierte Hundszunge (*Cynoglossum officinale/lingua canina*). Hierzu bildet die wörtliche Übersetzung von sumerisch *‘eme. ur.gi7’* und akkadisch *‘lišan kalbi’* = Hundezunge einen korrespondierenden Terminus, ohne dass dieselbe Gattung oder Familie gemeint sein muss. Als Ochsenzunge werden z.B. *Anchusa officinalis* und *Anchusa arvensis* bezeichnet, letztere regional auch Wolfssauge genannt.

Erwähnenswert sind volkstümliche Indikationen, die bei Hirschzunge (Abb. 6; *Scolopendrium*=*Ta usendfüßler/Phyllitis* bzw. *Lingua cervina*=Hirschzunge) und Hundszun-

ge ein Belegen assoziieren: Wundreinigung, trocknende und kühlende Wirkung, Blutfluss.

Die unterschiedlichen Beziehungsgeflechte zu rekonstruieren ist im Einzelfall genauso schwierig wie die Entscheidung, ob eine derart benannte Droge aus dem Reich der Flora oder der Fauna stammt.

## Animalia und Signatur

Tiere waren dem Steinzeitmenschen nicht nur als Lebewesen seiner Umwelt vertraut, sondern auch als Beute, Nahrung und potentielles Heilmittel, das sich organoleptisch gut überprüfen ließ. Dagegen erforderte der Umgang mit Pflanzen vor allem aufgrund ihrer Vielfalt und ihres breit gefächerten Wirkungsspektrums, insbesondere der schwer beherrschbaren Dosis-Wirkungsbeziehung ihrer Giftstoffe, eine ausgeprägte Spezialisierung. Primär übertrug man tierische Morphoanalogien und Eigenschaften nicht nur aus Gründen der leichteren Identifizierbarkeit auf die Flora, sondern wohl auch, weil man das an der Fauna geschätzte Heilpotential in den Pflanzen wieder zu finden glaubte.





Abb. 6: Hirschzunge/*Scolopendrium*=*Phyllitis*=*Lingua cervina*.  
Foto der Autorin. Botanischer Garten Frankfurt/Main.

Neben der auf Empirie beruhenden Ausschachtung des Tieres als Heilmitteldepot spielte offenbar die mystische Verbundenheit des Menschen zum Tier eine wesentliche Rolle<sup>43</sup>. Dass der Mensch im Tier die Manifestation des Numinosen sah, begünstigte sowohl die Signaturenlehre der therapeutischen Praxis (Sympathiemittel) als auch die Onomastik. Eine Analyse der zootherapeutischen Indikationen des Papyrus Ebers durch Christian Leitz bestätigte, dass im Sinne der magischen Krankheitsbeeinflussung gezielt mit Tieren gearbeitet wurde, die den Charakter von Götterattributen oder Jenseitskreaturen einnahmen<sup>44</sup>. Diese sogenannten Inkorporationstiere erfüllten vielschichtige Funktionen im magischen Milieu, gut gehütet von den elitären Wissenszirkeln der etablierten Priesterschaft. Diese Erkenntnisse korrespondieren mit denen Theodor Hopfners, der konstatierte, es habe sich bei den Wundermitteln mit Offenbarungsqualität, wie sie im Papyrus Leiden V (PGM XII) vorliegen, deshalb um die Körperteile und Organe heiliger Tiere gehandelt, weil deren Schlachtung mit harten Strafen belegt worden wäre<sup>45</sup>. Das pharmakologische Prinzip der Zootherapie existierte stets parallel zu den Herbarien. Greifbar wird es in den Compositiones der 'Curae ex animalibus' des Mittelalters, die prinzipiell auf Teilen des tierischen Körpers und seiner Eingeweide basieren und als Gegengifte verwendet wurden. Überliefert haben sie sich in illustrierten Handschriften, deren älteste aus karolingischer Zeit stammen<sup>46</sup>. Abbildungen von Tieren in Pharmakopöen waren im Altertum spätestens seit Dioskurides üblich<sup>47</sup>, doch fand die Verbindung zwischen Fauna und Flora in

diesem Kontext bislang wenig Beachtung. Dabei sind die additiven Tierbilder bei Pflanzenillustrationen aufgrund ihrer beschreibenden Funktion höchst aufschlussreich, denn sie weisen auf die „Natur“ der betreffenden Heilpflanze hin, auf die Rezeptinhalte, auf Analogien der Wirksamkeit oder schlicht auf die

### Stercora-Therapie

Die vorangegangenen Untersuchungen erläuterten die Motivation, Pflanzenteile nach Tierorganen zu benennen, nicht aber, ob Exkremente dazu zählten und warum diese Eingang in die 'materia medica' fanden. Winkler erinnert an die von den Altvorderen als generierend gedachte Wirkung des Stercus<sup>49</sup>, während Paullini den Kot als magnetische Lebenskraft betrachtet haben soll. Orientiert habe er sich dabei an dem zeitgenössischen Werk William Maxwells, 'De medicina magnetica'. Jener glaubte im menschlichen Kot einen Magneten entdeckt zu haben, der mittels eines Lebensgeistes alle Krankheiten heilen konnte. Womöglich aber beschrieb Paullini nur die praktische Anwendung neuplatonischer Seelenmodelle und paracelsischer Mumia-Vorstellungen<sup>50</sup>. Da im Altertum – und weit darüber hinaus – Medizin und Magie eine Einheit bildeten, hatte man die Therapie entsprechend mehrschichtig angelegt.

Die Deutung, dass Kot als Dämonenfutter dienen sollte oder dem Patienten als Vomitiv, basiert auf den ägyptischen Textgrundlagen. Bedeutsam erscheint mir eine Passage, die Westendorf<sup>51</sup> bezüglich der Verwendung des Kotes von Fleischfressern in Rezeptformeln aus dem Papyrus Ramesseum IV darstellt: „Schutz ausüben für ein Kind am Tage, an dem es geboren

wird. Ein Klümpchen Kot von ihm, nachdem es herausgekommen ist aus der Vulva seiner Mutter“. Gemeint ist kein beliebiges Klümpchen, sondern der Kindskot, der noch den Schutz des Mutterleibes an sich hat und dadurch apotropäisch wirkt. Eine analoge Situation, die dem Kot eines Neugeborenen besondere Kräfte zuweist, lässt sich für den oben zitierten spätbabylonischen Text aus Uruk konstatieren.

Aber selbst gewöhnlicher Kot scheint als Expellantum fungiert zu haben: Im Papyrus Hearst<sup>52</sup> (dem Papyrus Ebers zeitgenössisch) findet sich folgender Begleitspruch zu Rezept Nr. 86: „oh Toter und Tote, Versteckter, Verborgener, der in meinem Fleisch ist und in diesen meinen Körperstellen, entferne dich aus diesem meinem Fleisch und Körperstellen. Siehe, ich habe Kot gegen dich zum Essen gebracht. Verborgener, schleiche davon! Versteckter, weiche zurück!“.

Beide ägyptische Texte bringen die apotropäische Funktion der Stercora vor dem Hintergrund der dämonistischen Krankheitsdeutung zum Ausdruck: Schutz und Abschreckung. Ergänzend sei der Vers über die Indikation von Menschenkot durch Johann Joachim Becher angeführt: „die grossen Schmerzen so durch Hexerey gemacht, die werden durch den Koth des Menschen weggebracht“. Plinius dagegen empfahl Kindskot gegen Unfruchtbarkeit<sup>53</sup>.

Wer Kot schrieb, der meinte Kot und keine Pflanze. Umgekehrt aber gab es eine „Decknamen-Nomenklatur“ für die Stercusmedikation: zahlreiche Bezeichnungen wie „weißer Enzian“, „Album graecum“ oder „Flores Saffri albi“ veredelten beispielsweise den (weißen) Hundekot<sup>54</sup>.

### Resümee

Weitergereicht durch Griechen, Römer und Araber strahlte das medizinische Wissen der Zivilisationen Altägyptens und des Vorderen Orients nach Europa aus. Vor allem den Ärzten der frühislamischen Welt, die hier nicht zu Wort kamen, verdankt die mittelalterliche Therapie spezielle galenische Verfahrenstechniken und eine Bereicherung des Drogenschatzes auch durch Stoffe tierischer Herkunft. Besonders wichtig im Sinne der Decknamen-Problematik, die von Medizinaltexten des 2. und 1. vorchristlichen Jahrtausends ausgeht,



erscheint die Ära der Zeitenwende als Drehscheibe des Wissenstransfers und zudem durch die Schriften des Plinius umfassend repräsentiert.

Die Studie will zwei miteinander korrespondierende Fragenkomplexe erörtern, nämlich die der Fehlinterpretation antiker Pharmakopöen durch die Urheber der europäischen „Dreck-Apotheke“ und die sich als Geheimmittel gerierenden Substanzen zoophorer Onomastik.

Auf Plinius und kontemporäre Gelehrte bezogen würde das bedeuten, dass die Quellen bereits von ihnen missverstanden und Fehlrezeptionen transferiert worden wären, denn Exzerpte ihrer Werke hatten Eingang in das Schriftgut der postantiken Pharmakognosten gefunden. Doch darf man wohl vermuten, dass sich weder Plinius und Zeitgenossen noch die Autoren des Mittelalters und der Frühen Neuzeit von den im Umlauf befindlichen hermetischen Texten täuschen ließen. Letztere hatten es mittlerweile selbst zur Meisterschaft auf dem Gebiet der Geheimwissenschaften gebracht und beherrschten den Diskurs. Inwiefern beim Einsatz der Stercoralia im 17. und 18. Jahrhundert die Suche nach dem verloren geglaubten Ursprungswissen oder der (magnetischen) Lebenskraft eine Rolle spielte, sei dahin gestellt.

Ethnologisch und -grafisch betrachtet gehört die Zootherapie seit alters zum heilkundlichen Rüstzeug. Als *‘materia medica’* in den arabischen und mittelalterlichen Pharmakopöen lassen sich Animalia und Stercora auf griechische Quellen zurückführen, die ihrerseits die Drogen älterer Rezepturen integriert hatten. Niemand wird diese verzweigte Rezeption leugnen wollen, doch ebensowenig sind gravierende Fehlleistungen aufgrund von Missverständnissen auszumachen (wohl aber aufgrund mangelnden Hygienebewusstseins). Paullini beispielsweise verteidigt seine im Zeitalter der Aufklärung umstrittenen Stercoralia-Therapien nachhaltig und nachvollziehbar. Um tierische Organe und Ausscheidungsprodukte als Remedia nach Art der „Dreck-Apotheke“ zu propagieren, dazu bedurfte es weder altmesopotamischer noch altägyptischer Vorlagen.

Geheimnamen für unterschiedlichste Drogen und Mineralien wurden im Laufe der Entwicklung immer wieder

neu vergeben, was die Vielschichtigkeit der Benennungsmotivation und die Problematik rund um die Substanzen zoophorer Onomastik deutlich macht.

Ob es sich bei der jeweiligen Nomenklatur um Alternativnamen, magische Geheimmittel oder Ingredienzien der Therothérapie handelt, kann nach Meinung der Verfasserin nur mit einem unscharfen „sowohl als auch“ beantwortet werden. Hinter der Tiermaske kann sich ein Pflanzensynonym oder ein Arkanum verbergen, nicht selten aber wurde das Organ selbst angesprochen. Anders sieht es aus, wenn die Nomenklatur die Ausscheidungsprodukte Kot und Urin betrifft. Fäkalien wurden nicht wie vermutet als abschreckende Tarnnamen für bestimmte Pflanzen eingesetzt, sondern ihrerseits mit schönfärberischen Decknamen etikettiert. Unter dem Terminus „Kot“ deckten die Stercoralia einerseits bestimmte empirisch gesicherte Indikationsbereiche ab, andererseits fungierten sie im Sinne der Magie als Apotropaia.

Unter Berücksichtigung der angeführten Argumente erscheint es nicht gerechtfertigt, Exkrement und Rezeptursubstanzen animalischer Provenienz unter dem Rubrum „tradierte Geheimnamen“ abzulegen.

#### Anmerkungen

- 1 Köcher: „Ein Missverständnis, das die Jahrhunderte überdauerte. Diese falsche Vorstellung der babylonisch-assyrischen Pharmazie führte dahin, dass in vielen Fällen solche vermeintlichen Medikamente Eingang in die ärztliche Praxis gefunden haben. Immer öfter wurden sie verschrieben und man erfand immer neue derartige ‘Arzneien’“. Franz Köcher: Ein Text medizinischen Inhalts aus dem neubabylonischen Grab 405. In: Uruk, Die Gräber. AUWE 10 (Ausgrabungen in Uruk-Warka. Endberichte). Hrsg. von R.M. Boehmer, F. Pedde, B. Salje. Mainz 1995. S. 203-217.
- 2 Hermann Schelenz: Geschichte der Pharmazie. Berlin 1904. S. 26 und 37.
- 3 Christoph Friedrich und Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Eschborn 2005 (Geschichte der Pharmazie/R. Schmitz 2). Pharmazie in Barock und Aufklärung. S. 355f., 376-380.
- 4 Als Kriterium für die Auswahl diente die exemplarische Bedeutung dieser Quellen, die jedoch nur einen Ausschnitt des editierten Materials reflektieren.
- 5 Ú.URU.AN.NA=ú maštakal ist das umfassendste Kompendium der assyrischen Drogenkunde. Die überlieferte Serie umfasst 3 Tafeln mit 1500 Zeilen und entstand aus einer von Assurbanipal (7. Jh.v.Chr.) veranlassten Revision und Erweiterung bereits vorliegender Tafelwerke pharmazeutischen Inhalts.
- 6 Pablo Herrero: Therapeutique Mésopotamienne. In: „mémoire“ n° 48. Éditions Recherche sur les Civilisations. Hrsg. von Marcel Sigrist 1984. S. 43-59.
- 7 Vgl. Jeanette Fincke: Augenleiden nach keilschriftlichen Quellen, 2000 (Würzburger Medizinhistorische Forschungen, Bd. 70). S. 275-279.
- 8 Vgl. Anm. 1. Vom Schriftduktus her ist die Tafel neubabylonisch [tempore ante quem 6. Jh.v.Chr.] geschrieben. Die Tafel lag zwischen Unterkiefer und linkem Unterarm eines/r Bestatteten; auch das Topfgrab ist chronologisch nicht näher einzugrenzen.
- 9 Zitat Köcher [wie Anm. 1]. Vgl. ferner Bemerkungen zum Text S. 204, 211–212. Die Textzeile Vs 17' für Taubendreck lautet: zēr ašagi [Deckname]: „zē summāti (ŠE10 TU.MUŠEN.MEŠ) qēru“. Als Pflanzensynonym für Taubendreck wurde „false carob“ [Prosopis stefaniana] ermittelt.
- 10 Die nach ihrem Erstbesitzer, dem Ägyptologen Georg Ebers, benannte medizinische Sammelhandschrift umspannt über 880 Einzeldiagnosen und -rezepte. Der Papyrus wurde 1873 von Ebers in Luxor erworben und wird in der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrt. Die knapp 19m lange Schriftrolle zählt mit über 100 Kolumnen zu den umfangreichsten medizinischen Kompendien aus dem pharaonischen Ägypten und zu den bedeutsamsten überhaupt. Sie wurde im letzten Viertel des 16. Jh. v. Chr. in hieratischer Schrift abgefasst. Im Folgenden beziehe ich mich auf die Beiträge der Autoren Keil, Leitz und Fischer-Elfert, vertreten in der Publikation: Papyrus Ebers und die antike Heilkunde. Akten der Tagung vom 15.-16.3. 2002 in der Albertina/UB der Universität Leipzig. Hrsg. von Hans-Werner Fischer-Elfert. Wiesbaden 2005 (Philippika, Marburger altertumskundliche Abhandlungen 7).
- 11 Christian Leitz: Die Rolle von Religion und Naturbeobachtung bei der Auswahl der Drogen im Papyrus Ebers, S. 41-62.
- 12 Theodor Hopfner: Griechisch-Ägyptischer Offenbarungszauber. Studien zur Palaeographie und Papyruskunde. Leipzig 1921 (Neudruck Amsterdam 1974). S. 277-315.
- 13 Vgl. Gundolf Keil [wie Anm. 10]: Der pE und die Medizin des Abendlandes, S. 24. Dagegen führt Wolfhart Westendorf nicht nur Autoren an, die Harn und Kot als antibiotische Wirkstofflieferanten betrachten, sondern auch solche, die die antibiotische Wirkung der Schimmelpilze für überschätzt erachten [wie Anm. 15, S. 518].
- 14 Hans-Werner Fischer-Elfert [wie Anm. 10]: Pap. Ebers Nr.1-3 - Reflexionen eines altägyptischen Heilers über seine Initiation?, S. 134-147.
- 15 Wolfhart Westendorf: Handbuch der Altägyptischen Medizin. 2. Bd. Leiden 1999 (Handbuch der Altorientalistik 36), S. 97-100, 479 bzw. 585.
- 16 Alle Plinius-Zitate stammen aus der Übersetzung der Tusculum-Ausgabe 1988: Caius Plinius secundus major: Naturkunde, Bd. 28: Medizin und Pharmakologie, Heilmittel aus Tieren. Hrsg. von R. König u. G. Winkler (lateinisch/deutsch).
- 17 Die Einführung solcher Therapien schiebt Plinius dem Ostanen in die Schuhe, einem altpersischen Gelehrten und Statthalter von



- Babylon, der unter Dareios I. (lt. Tusculum unter Xerxes) im 5./6. Jh. v. Chr. agierte. Zur Zeit von Plinius waren die Arsakiden, eine Dynastie iranischer Reitervölker, Kontrahenten der Römer im nahen Osten (Partherkriege). Ambivalent bleibt das Verhältnis des Plinius zur Magie.
- 18 Ulrich Stoll: 'Das Lorscher Arzneibuch'. Ein Medizinisches Kompendium des 8. Jh. (Codex Bambergensis medicinalis 1). Wiesbaden 1992 (Sudhoffs Archiv, Bd. 28).
  - 19 Bzgl. der antibiotischen Wirksamkeit vgl. Westendorf unter Anm. 13.
  - 20 Vgl. Alexander Tschirch: Pharmakohistoria. In: Handbuch der Pharmakognosie Bd. I/2, Leipzig 1910. S. 639f. bzw. 648. Aufgelistet sind u.a. 'fimur' (multe species, f. caprinus, f. asinus et similia).
  - 21 Vgl. Rainer Schnabel: Pharmazie in Wissenschaft und Praxis, dargestellt an der Geschichte der Klosterapotheken Altbayerns von 800-1800. München 1965. S. 45.
  - 22 Fette als Simplicia waren auch im alten Orient geläufig. Ein babylonisches Rezept zum Nüchtermachen bei Trunkenheit verordnete, das ranzige Fett einer Gazelle zu trinken. Vgl. Nils Heeßel: Ein neubabylonisches Rezept zur Berausung und Ausnützerung. In: Mining the Archives. Festschrift für Christopher Walker on the Occasion of his 60th Birthday. Hrsg. von C. Wunsch. Dresden 2002. S. 99-106.
  - 23 Noch nicht geklärt wurde der Terminus „Dreck-Apotheke“. Definiert der Pharmaziehistoriker sie nur als die solche bezeichnete des C.F. Paullini, versteht der moderne Laie darunter jede Art von ekelregenden Substanzen. In diesem Sinne wäre die Pharmazie bis ins 20. Jh. betroffen.
  - 24 Dass extreme Empfehlungen zur arzneilichen Verwertung menschlicher Leichten im 17. Jh. offene Ohren fanden, mag der Not des Dreißigjährigen Krieges und seinen Nachwirren zu schulden sein, in der man jede sich bietende Ressource nutzen musste. Diese Vermutung fand ich bei Ludwig Winkler bestätigt: Pharmakozoologie. In: Handbuch der Pharmakognosie (2. erw. Aufl.), 1. Bd. Allgemeine Pharmakognosie, 2. Abt. Bearbeitet von Alexander Tschirch et al. Leipzig 1932. S. 790.
  - 25 Wolfgang Schneider: 'Pinguedo' und 'Canis'. In: Lexikon zur Arzneimittelschichte, Bd. I Tierische Drogen (1968).
  - 26 Vgl. Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 3], Pharmazie in Barock und Aufklärung, S. 380.
  - 27 In diesem Zusammenhang bildete das utopisch anmutende Traktat „Allgemein Verschlüsselung der Sprachen“, das J.J. Becher 1661 verfasst hatte, einen gewissen intellektuellen Höhepunkt. Becher entwarf seine Vision einer allgemeinen (Fremd-)sprachenübersetzung, die sprachliche Kommunikation mittels eines ausgeklügelten Zahlensystems zu erfassen trachtete. Kontrastierend zum 4-bändigen „Parnassus...“, das große Buch der Natur“ bot Becher hier ein Denkmodell, das der Mathematik huldigte. Die Anregung dafür lässt sich möglicherweise auf Galileo Galilei zurückführen, der 20 Jahre früher behauptet hatte, das Buch der Natur sei in Zahlen geschrieben.
  - 28 Im Auftrag der Medici übersetzte der Arzt und Philosoph Marsilio Ficino 1463 das 'Corpus hermeticum' sowie neoplatonische Werke.
  - 29 Der zu den 'Papyri Graeci Magicae' (PGM) gehörende Text enthält 13 Kolonnen und wurde im 4. Jh. auf griechisch mit demotischen und altkoptischen Einsprengseln abgefasst. Ausführlich behandelt bei Hopfner [wie Anm. 12], S. 279-283; Pap. Leiden V Col. 12 J 383, Z. 394-444. Eine rezente Untersuchung des sog. PGM XII liegt von Robert W. Daniel vor: Two Greek Magical Papyri in the National Museum of Antiquities in Leiden. A Photographic Edition of J 384 and J 395 (=PGM XII and XIII). In: Abhandlung der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Papyrologica Coloniaensia Vol. XIX. Köln 1991.
  - 30 Hopfner [wie Anm. 12], S. 126f.. Ab S. 280 gibt Hopfner die Übersetzungen zum Papyrus Leiden V Col. 12. Zeilen 408-414 der Abb. 3a+b lauten: Schlangenkopf=Blutegel, Schlangenkäuel=Koloquinte, Schlangenblut=Hämatitstein, Ibisknochen=Dornstrauch, Stachelschwein-/Igelblut=wirklich Blut des Tieres, Pavianstränen=Saft des Anis, Krokodilrot=Äthiopisches Gras, Paviansblut=Geckoblut.
  - 31 Irving L. Finkel: On late Babylonian Medical Training. In: Festschrift Lambert (Winona Lake 2000). S. 139-147.
  - 32 Zur Fachsprache ägyptischer Heilkundiger vgl. Wolfhart Westendorf [wie Anm. 15], S. 96-100 und S. 524-527.
  - 33 James K. Wilson: Notes on the Assyrian Pharmaceutical Series URU.AN.NA: MAŠTAKAL. In: Journal of Near Eastern Studies 64/1 (2005), 45-51, insbes. 48-49.
  - 34 Peter Dilg: Materia medica mediaevalis: Die Arzneimittelverse des Otho von Cremona (um 1200). In: Das Lorscher Arzneibuch und die frühmittelalterliche Medizin, Verhandlungen des medizinischen Symposiums im September 1989 in Lorsch. Hrsg. von Gunther Keil u. Paul Schnitzer. Lorsch 1991. S. 129-147.
  - 35 'Kamkadu' war eine Samenpflanze, die in der Pharmazeutik, der Magie und Omenliteratur eine Rolle spielte, dasselbe gilt für 'kamantu', ein Gewächs, das unter Dattelpalmen kultiviert wurde.
  - 36 'sihu' = Absinth, 'argānu' = eine Konifere, 'barīratu' = eine noch nicht identifizierte Pflanze.
  - 37 Theophrastos von Eresos (4./3. Jh. v. Chr.) studierte die Morphologie und Physiologie der Pflanzen und schuf eine erste Terminologie, während der Arzt Krataeus, Beiname Rhizotómos, die Kräuter zeichnerisch erfasste. Bei Hippokrates und später bei Dioskurides und Galen dominierte die pharmakologische Nutzenanwendung.
  - 38 Walter Farber: Drogerien in Babylonien und Assyrien. In: Iraq 39 (1977), 223-228.
  - 39 Vor knapp 100 Jahren gab bereits Alexander Tschirch eine brauchbare Gliederung. Tschirch [wie Anm. 20], Pharmakobotanik. S. 304f..
  - 40 Signatur vgl. Rudolf Schmitz: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Eschborn 1998 (Geschichte der Pharmazie/R. Schmitz 1). Prä- und paläohistorische Einführung. S. 8. Ferner: Das lateinische Europa. S. 312.
  - 41 Die Abgleichung der zitierten Beispiele erfolgte nach Helmut Genaust: Etymologisches Wörterbuch der Botanischen Pflanzennamen, 2. Auflage 1996.
  - 42 Späte Kulturzugänge erfahren meist eine wörtliche Übersetzung ihres angestammten Namens.
  - 43 Das mystisch geprägte Verhältnis zum Tier, das den Menschen seit seiner Frühzeit begleitete, lässt sich an der Vorliebe für Tierfabeln oder der sich in Tiergestalt manifestierenden göttlichen Wesenseinheit ablesen.
  - 44 Leitz [wie Anm. 11], S. 46. Leitz demonstriert am Beispiel des eselsgestaltigen Gottes Seth wie bestimmte Incubusvorstellungen zu Leiden führten und wie diese nach dem similia similibus-Prinzip durch Eselsmilch bekämpft wurden. Die Verbindung Mensch-Karpen-Gottheit, wobei Fische die angemessenen Sympthiemitel repräsentieren, erläutert er auf S. 48-49.
  - 45 Hopfner [s. Anm. 12], S. 279.
  - 46 Lucia Benassai: Ms. 295 Biblioteca statale di Lucca (frühes 9. Jh.). Sie zeigt, dass zum Katalog über Tiere, aus deren Körpern sich Heilmittel gewinnen lassen, immer ein Herbarienkorpus gehört.
  - 47 Darauf weist auch der 'Lavra-Dioskurides' aus Athos hin, ein sehr später Beleg aus dem 12. Jh..
  - 48 Ergänzend seien die erläuternden „Bildgeschichten“ im Codex Vindobonensis 93 von Hans Zotter genannt: Medicina antiqua, ÖNB (1996), Faksimile mit Vorwort. Die Indikation gegen Schlangenbisse, Fieber und Schwerhörigkeit wird mit einer zerteilten Natter, einem Bettlägerigen, einem Trinkenden und der stilisierten Cynaglossa-Pflanze glossiert. Eine andere Illustration fügt die Bestandteile der Rezeptur ein: Serpullum (Quendel), Hirsch und Bär, da die Rezeptur mit Bären- oder Hirschfett gekocht werden soll.
  - 49 Ausführliche Erläuterungen lieferte bereits Winkler [wie Anm. 24]: Pharmakozoologie.
  - 50 Vgl. Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 3], S. 380f.
  - 51 Westendorf [wie Anm. 15], Teil III, S. 444 zitiert eine Passage aus dem Papyrus Ramesseum IV C, 15-16, Prognosen und Schutzzauber. Der Text stammt aus der 12. Dynastie (20.-18. Jh. v. Chr.).
  - 52 Westendorf [wie Anm. 15], Teil III. S. 363.
  - 53 Vgl. Plinius Bd. 28, Kap. 12, S. 45: Frauen empfiehlt man den Kot der Ungeborenen, 'mekonion', gegen Unfruchtbarkeit aufzulegen.
  - 54 Olfaktorisch nennt Becher den Menschenkot bezeichnenderweise „Zibetta occidentalis“. „Geißbohnen“ meinten den Ziegenkot, auch Jauche, Kuhfladen und die Exkremente anderer Tiere versteckten sich hinter angenehme klingenden Namen.

**Anschrift der Verfasserin:**  
 Dr. phil. Gisela Stiehler-Alegría  
 Am Forsthaus Gravenbruch 44  
 63263 Neu-Isenburg 2



# Neue Online-Werkzeuge auf IGGP-Homepage

→ Mit zwei neuen Tools erleichtert die Internetseite der Internationalen Gesellschaft für Pharmaziegeschichte (IGGP) die wissenschaftliche

Recherche. Eine Datenbank für Vorträge und Kurzanleitungen für die nationalen, online verfügbaren Suchwerkzeuge sollen die IGGP-

Mitglieder zudem stärker vernetzen.

Von Christiane Staiger,  
Neu-Isenburg

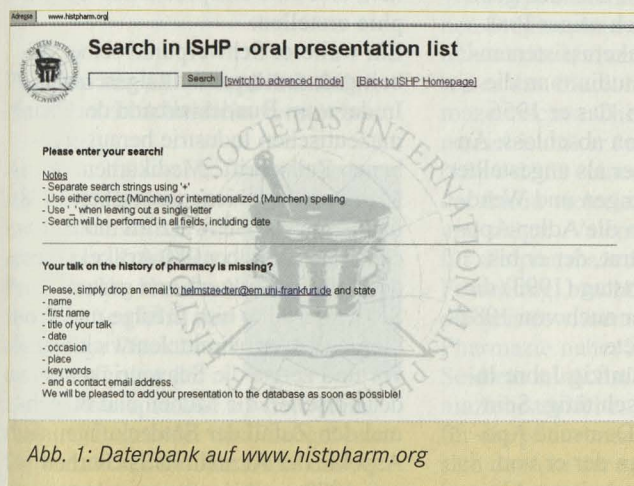


Abb. 1: Datenbank auf [www.histpharm.org](http://www.histpharm.org)

Auf der Homepage [www.histpharm.org](http://www.histpharm.org) wurde die neue Rubrik „Tools“ eingerichtet. Dort finden die Benutzer unter dem Titel „ISHP oral presentation list“ eine Datenbank für Vorträge. Eingespeist sind hier Vorträge, die seit 2005 zu Themen rund um die Pharmaziegeschichte weltweit gehalten wurden. Neben dem Titel des Beitrags sind Schlagworte, der Name des Vortragenden und eine Kontakt-Emailadresse angegeben. Außerdem sind Ort, Datum und Anlass des Vortrags hinterlegt.

oder der detaillierten Suche (Advanced Search) wählen. Während der Simple Search eine erste Orientierung liefert, kann man die Suche mit dem Advanced-Modus verfeinern, beispielsweise zeitlich eingrenzen.

Mit den neuen Online-Werkzeugen soll das pharmaziehistorische Netzwerk weltweit gestärkt werden. Die Suchanfrage ist deshalb dadurch vereinfacht, dass internationale Buchstabenvarianten automatisch

abgefragt werden. So genügt zum Beispiel statt der Buchstaben *š, š, š* auch ein einfaches *s* bei der Anfrage. Wer „François“ sucht, kommt also sowohl mit der korrekten Schreibweise als auch mit der vereinfachten Schreibweise „Francois“ zum Ziel. Wer „Müller“ sucht, kann auch „Muller“ eingeben.

Die Datenbank ist auf einem öffentlichen, aber kostenfreien Server hinterlegt. Dies spart Geld für die IGGP. Es wurde ein Server gewählt, der die Nutzer nicht durch ständige Pop-up-Fenster belästigt. Lediglich einmal nach dem Aufruf der Seite erscheint ein Werbefenster, nach dessen Schließen kann man jedoch ungestört recherchieren.

Aktuell umfasst die Datenbank bereits über 500 Einträge.

Besonderes Augenmerk legten die Programmierer auf die komfortable und benutzerfreundliche Bedienung. Wer die Datenbank anklickt, kann zwischen dem einfachen Suchmodus (Simple Search)

Als zweites neues Service-Tool der IGGP-Homepage wurden Kurzanleitungen zu weltweit verfügbaren Literaturdatenbanken mit Bezug zur Medizin- und Pharmaziegeschichte eingerichtet. In einer kurzen Einführung erfährt der Nutzer, welche Informationen die betreffende Datenbank zur Verfügung stellt, wie man sie nutzen kann und welche Sprachen zur Verfügung stehen. Mögliche Suchstrategien werden erklärt und an einem Beispiel dargestellt. Weiterhin ist die betreffende Seite direkt verlinkt.

Die neuen Inhalte der IGGP-Homepage werden kontinuierlich gepflegt und erweitert. Insbesondere sind alle Pharmaziehistorikerinnen und Pharmaziehistoriker eingeladen, ihre Vorträge per Email an die Homepage zu melden, damit sie in die Datenbank eingetragen werden können; die betreffende Emailadresse ist angegeben.

Christiane Staiger, Neu-Isenburg

DAZ BEILAGE

## Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke Prof. Dr. Christoph Friedrich

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.  
„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989  
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“

Verantwortlich für den Inhalt:  
Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und

Kulturgeschichte in Heidelberg e.V.,  
Friedrichstraße 3, 69117 Heidelberg,  
unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph  
Friedrich, Marburg, und Priv.-Doz. Dr.  
Frank Leimkugel, Mülheim.

Redaktionelle Bearbeitung:  
Kathrin Pfister, Heidelberg.

Redaktionsbeirat:  
Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr. P. Dilg,  
Marburg; Dr. J. Hermann, Duivendrecht,  
Niederlande; Dr. L. Leibrock-Plehn, Bra-  
ckenheim; Dr. K. Meyer, Münster; Dr. U.  
Meyer, Berlin.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 16,- (zzgl. Porto).

Einzelheft Euro 8,- (zzgl. Porto) (einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer). Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2008 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.  
Printed in Germany. ISSN 0939-334X.



## DGGP- MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Hiermit lade ich zur ordentlichen Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie ein.

**Ort:** Husum, „Husum-Hus“,  
Neustadt 95

**Zeit:** 25. April 2008,  
15:30 Uhr

**Tagesordnung:**

1. Begrüßung der Teilnehmer und Feststellung der ordnungsgemäßen Einberufung
2. Genehmigung der Tagesordnung
3. Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung in Weimar 2006
4. Bericht des Präsidenten
5. Bericht der Schriftführerin
6. Berichte des Schatzmeisters
7. Berichte der Regionalgruppenleiter
8. Berichte der Kassenprüfer
9. Entlastungen des Schatzmeisters, des engeren und erweiterten Vorstands
10. Wahlen nach § 11 der Satzung
  - a. Bestimmung des Wahlleiters
  - b. Präsident
  - c. Vizepräsidentin
  - d. Schriftführerin
  - e. Schatzmeister
  - f. Kassenprüfer und ihre Stellvertreter
11. Anträge
12. Verschiedenes

Teilnahme- und abstimmungsberechtigt sind alle Mitglieder der DGGP. Anträge zur Tagesordnung sowie Wahlvorschläge sind bis zum o.a. Termin beim Vorsitzenden schriftlich einzureichen.

*Prof. Dr. Christoph Friedrich*  
Präsident der DGGP

## PERSÖNLICHES

**Holm-Dietmar Schwarz gestorben**

Am 17. Dezember 2007 verstarb im 80. Lebensjahr in einem Pflegeheim in Rütten (Kreis Soest) nach langer schwerer Krankheit der Apotheker und Pharmaziehistoriker Holm-Dietmar Schwarz.

Am 31. März 1928 in Dresden geboren kam Schwarz nach seiner Praktikanten- und Apothekerassistentenzeit zum Pharmaziestudium an die Universität Tübingen, das er 1956 mit dem Staatsexamen abschloss. Anschließend arbeitete er als angestellter Apotheker in Merklungen und Wendlingen, bis er 1965 in die Adler-Apotheke in Olsberg eintrat, der er bis zu seinem 65. Geburtstag (1993) die Treue hielt und die er auch von 1982-1987 als Pächter leitete.

Schwarz war über fünfzig Jahre intensiv schriftstellerisch tätig. Sein Hauptwerk war die Deutsche Apotheker-Biographie, an der er von 1971 bis zuletzt mitarbeitete. Als Mitherausgeber der beiden Hauptbände (1975, 1978) und der ersten zwei Ergänzungsbände (1986, 1997) hat er als fleißigster Bearbeiter 1070 Biographien verfasst und für den dritten noch in Arbeit befindlichen Ergänzungsband weitere 100 Biographien geschrieben. Er war ferner seit 1980 Mitarbeiter der Neuen Deutschen Biographie, der Altpreußischen Biographie (Band 4) und von Gerhard Wagenitz' biographisch-bibliographischer Liste "Göttinger Biologen 1737-1945" (Göttingen 1988). Jeder, der selbst einmal solche Biographien verfasst hat, weiß, wie viel Arbeit, Zeit und Geld (für Kopien, Portokosten und Standesamts- beziehungsweise Pfarramtsgebühren) investiert werden müssen, um eine gut recherchierte Einzelbiographie zu erstellen. Mit geradezu genialem Spürsinn hatte er dabei unzählige zu Lebzeiten bedeutungsvolle, aber heute vergessene Apotheker aufgefunden, indem er nicht nur Fachzeitschriften und Literatur früherer Zeiten, sondern auch die Lexika und Nachschlagewerke der Chemiker, Botaniker, Mediziner, Schriftsteller, Kunstma-

ler, Musiker, Schauspieler und sogar Politiker durchsah. Denn Apotheker waren in früheren Zeiten auch häufig auf anderen Gebieten berühmt geworden, ohne dass ihre Kollegen davon Kenntnis nahmen. Da über diese häufig nur zerstreute Notizen, aber keine zitierfähigen Artikel vorlagen, musste Schwarz in unzähligen Beiträgen, die in der pharmazeutischen Fachpresse zu runden Geburts- und Todestagen dieser Apotheker erschienen, erst eine entsprechende Biographie erstellen.

Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit galt der Arzneimittelgeschichte. In der vom Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie herausgegebenen Zeitschrift „Medikament & Meinung“ erschienen zwischen 1978 und 2001 von Schwarz im monatlichen Abstand über 280 Artikel unter der Rubrik "Zukunft von gestern". Schwarz stellte hier Erfolge und Probleme der Arzneimittelentwicklung vor und zeigte die Schwierigkeiten der Forscher, die Mühen und manchmal den Zufall der Entdeckungen und Aspekte der Arzneimittelsicherheit auf. 1988 erschienen zum zehnten Jahrestag von „Medikament & Meinung“ alle seine bis dahin publizierten Beiträge als Buch.

Ferner hatte Schwarz ein Talent für Zeichnungen und kleine Gemälde. Viele seiner zahlreichen Briefe an Freunde, Bekannte und Kollegen wurden nicht nur durch ein Motto eingeleitet, sondern auch durch meist farbige Zeichnungen bereichert. Zu dem von seinem früheren Chef Karl-Heinz Förster 1995 im Selbstverlag herausgegebenen Buch "Seltene Blüten, Humoresken aus der Apotheke" lieferte Schwarz mit 16 Zeichnungen die entsprechenden Illustrationen.

Für seine wissenschaftlichen Verdienste wurde der Verstorbene von der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie 1986 mit der Schelenz-Plakette und von der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 1991 mit der Sertürner-Medaille ausgezeichnet.

Holm-Dietmar Schwarz hat [fast] seine gesamte Freizeit der Pharmaziegeschichte gewidmet. Er besaß eine große Bibliothek und eine umfangreiche Kartei und gab bei allen Anfragen bereitwillig Auskunft. Er war



kein Mann von großen Reden oder Auftritten, seine Stärke lag dagegen in der Diskussion von Detailfragen im kleinen Kreis. Damit verkörperte er den heute kaum noch anzutreffenden stillen, aber höchst effektiven „Gelehrten“.

In Trauer nehmen wir Abschied von einem ungewöhnlich aktiven Kollegen, wobei unser Mitgefühl in aufrichtiger Verbundenheit seiner Familie gilt.

Requiescat in pace.

*Peter Hartwig Graepel,  
Gladenbach*

\*

### **Prof. Dr. rer. nat. Dr. phil. habil. Hans-Joachim Seidlein verstorben**

Am 5. 1. 2008 verstarb nach langer, mit großer Würde ertragener Krankheit Prof. Dr. Dr. Hans-Joachim Seidlein, der ehemalige Direktor und erste Leiter der Universitätsapotheke sowie Ordinarius und Begründer des Fachgebietes Organisation und Ökonomie des Arzneimittelwesens (Sozialpharmazie) an der Greifswalder Universität. Walter Hans-Joachim Seidlein wurde am 11. Juni 1923 als Sohn des Musikers Johann Walter Seidlein und dessen Ehefrau Lina Marie, geb. Götze, in Dresden geboren. Nachdem er sich 1940 wie alle aus seiner Klasse freiwillig zum Kriegsdienst bei den Gebirgsjägern als Anwärter (Fahnenjunker) für die Laufbahn eines Berufsoffiziers gemeldet hatte, bestand er ein Jahr später das „Notabitur“ in Pirna. Als Angehöriger einer Panzerkorpsnachrichtenabteilung wurde er 1943 verwundet. Zwei Jahre später kehrte er nach einem Einsatz in Ostpreußen und in Böhmischem Kamnitz zurück und begann in der Offizin seines Schwiegervaters, Theodor Canzler, in der Stadtapotheke Bischofswerda zunächst eine Tätigkeit als Markthelfer und dann sein Vorpraktikum. Die Zeit als Soldat und Offizier hatte ihn nachhaltig geprägt. So schloss er sich zum einen politisch nach 1945 der SPD an, weil diese Partei für ihn die beste Garantie bot, dass nie wieder ein Krieg von Deutschland ausgehen sollte. Zum anderen hatte die militärische Er-



ziehung Spuren hinterlassen, denn Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, unbedingte Termintreue, strategisches Denken und Organisationstalent, stete Einsatzbereitschaft wie auch Mut waren Eigenschaften, die er selbst für unverzichtbar hielt und deshalb seinen Schülern und Mitarbeitern nahe zu bringen suchte.

Im Sommer 1947 legte er die Pharmazeutische Vorprüfung vor der Apothekerkammer der Landesregierung Sachsen in Dresden ab. Da er nicht sofort zum Studium zugelassen wurde, war er von 1947 bis 1949 als Apothekerassistent in der West-Apotheke in Dresden tätig. Einen Studienplatz erhielt er schließlich an der Universität Greifswald, wo er das Glück hatte, in dem pharmazeutischen Chemiker und Pharmaziehistoriker Johannes Valentin (1884–1959) einen Lehrer zu finden, der ihn in vielerlei Hinsicht förderte und prägte. Valentin begeisterte ihn für die pharmazeutisch-chemische Forschung, brachte ihm aber zugleich die geisteswissenschaftliche Seite der Pharmazie nahe. Zwar entschied sich Seidlein zunächst statt für ein pharmaziehistorisches Promotionsthema für ein pflanzenanalytisches, wandte sich dann in der späteren Zeit jedoch immer stärker der geisteswissenschaftlichen Seite des Arzneimittels zu. Nach dem Staatsexamen und der Approbation als Apotheker erhielt er 1952 eine Aspirantur am Pharmazeutischen Institut der Universität Greifswald und begann zugleich mit den Untersuchungen zu seiner Dissertation unter Leitung von Valentin und dem Greifswalder Pflanzenphysiologen Robert Bauch, die sich mit der Analytik sekundärer Pflanzeninhaltsstoffe höherer Pilze befasste. Auf Initiative Valentins entstand in Greifswald eine Universitätsapotheke und Seidlein wurde auf dessen Vorschlag am 15. Juni 1953 mit deren Leitung beauftragt. Von nun an musste er seine wissenschaftlichen Studien parallel zu seinem umfangreichen Arbeitspensum als Chefapotheker einer großen Krankenhausapotheke durchführen. 1967 habilitierte er sich in der philosophischen Fakultät mit einer fast 500 Seiten umfassenden Studie zum Thema „Die sozialökonomische Nutzenanwendung erkenntnistheoretisch-logischer Begriffe, dargestellt an Untersuchungen über die Strukturen und Methoden der Arzneimittelversorgung in der

Deutschen Demokratischen Republik – ein Beitrag zur Planungs- und Leitungswissenschaft“. Mit dieser Arbeit wurde er zum Begründer der Sozialpharmazie in der DDR; 1968 erfolgte seine Berufung zum Dozenten für das Fachgebiet Pharmazie, 1970 zum außerordentlichen Professor und 1975 zum ordentlichen Professor auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Organisation und Ökonomie des Arzneimittel- und Apothekenwesens an der damaligen Sektion Pharmazie der Universität Greifswald. Mit einer großen Anzahl von Schülern, darunter auch vier Habilitanden, trug er ganz wesentlich zur methodischen und theoretischen Fundierung dieses Gebietes bei. In über 180 Publikationen, Büchern und weiteren Materialien legte Seidlein die Ergebnisse seiner Forschungen nieder. Ihm ist es ferner zu verdanken, dass 1979 die Geschichte der Pharmazie wieder als Lehr- und Forschungsgebiet an der Universität Greifswald eingerichtet werden konnte, womit er zugleich ein Vermächtnis seines Lehrers Valentin erfüllte.

Die von Seidlein angeregten Studien zeichneten sich durch den Dualismus von wissenschaftstheoretischer und methodischer Durchdringung einerseits und enger Beziehung zur Praxis andererseits aus. Auf seine Schüler übertrug er jene Begeisterungsfähigkeit, die einen Wissenschaftler auszeichnen muss, wobei er stets ein strenger Lehrer war, der seinen Mitarbeitern viel abverlangte, sich dann aber auch – unabhängig von ihrer politisch-weltanschaulichen Orientierung – konsequent für ihr Fortkommen einsetzte.

Seidlein gehörte ferner seit 1962 der Arzneibuchkommission der DDR an, wirkte aktiv in der Pharmazeutischen Gesellschaft der DDR mit, wo er 1968 Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Organisation und Ökonomie der Arzneimittelversorgung war, aus der später die Fachgesellschaft Allgemeinpharmazie hervorging, in der auch eine Arbeitsgruppe Pharmaziegeschichte entstand und die 1984 in eine eigene Fachgesellschaft umgewandelt wurde. Schon 1962 trat Seidlein für die Schaffung eines Fachapothekers für Klinische Pharmazie ein, den man in der DDR allerdings nicht einführte, jedoch gehörte er neben Werner Fürtig zu den Wegbereitern der Klinischen Pharmazie in der DDR. Ein Angebot, im



Gesundheitsministerium die Leitung der Abteilung /Hauptabteilung Pharmazie als Nachfolger von Dietrich Baumann zu übernehmen, lehnte er ab, da er der Meinung war, Politik verderbe den Charakter. Ebenso schlug er später eine Berufung zum Direktor des Deutschen Instituts für Apothekenwesen aus. Da Seidlein gegen den Willen der Universität und ohne deren Unterstützung einen großzügigen Neubau der Universitätsapotheke durchgesetzt hatte, der 1960 bezogen werden konnte, wurde er 1970 zum Sonderbevollmächtigten des Rektors für den Bau von vier Studentenwohnheimen sowie der neuen Mensa an der Greifswalder Alma mater ernannt. Diese Aufgabe erfüllte er neben der Leitung der Apotheke und seiner Professur dank seiner großen Leistungsfähigkeit und hervorragenden Arbeitsorganisation in exzellenter Weise.

In den letzten Jahren war es still um Hans-Joachim Seidlein geworden, der zunächst zurückgezogen in Klotzow, einem Dorf mit Blick auf die Insel Usedom, dann aber wieder in Greifswald, zuletzt ganz in der Nähe des Marktplatzes lebte. Seine Freunde und Schüler standen jedoch mit ihm in regelmäßigem Kontakt, und er freute sich über jeden Besuch und jedes Telefonat. Nach wie vor schätzten sie das Gespräch mit ihm, suchten seinen Rat und fühlten sich ihm, der sich stets als nobler, aufrechter, idealistisch denkender und handelnder Mensch gezeigt hatte, eng verbunden. Er wird ihnen deshalb sehr fehlen!

*Christoph Friedrich, Marburg,  
und Gerhard Alcer, Berlin*

\*

**Braunschweig,  
Prof. Dr. Wolfgang Schneider**

Prof. Dr. Wolfgang Schneider,  
79279 Vörssteden, em. Professor für  
Pharmazeutische Chemie und Ge-  
schichte der Pharmazie der Univer-

sität Braunschweig, Ehrenpräsident der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, ist am 30. Dezember 2007 im Alter von 95 Jahren verstorben. Eine ausführliche Würdigung aus der Feder von Frau Prof. Dr. Bettina Wahrig findet sich in "Geschichte der Pharmazie" 2007, S. 34.

\*

**Glenn Allen Sonnedecker,  
90 Jahre**

Am 11. Dezember 1917 in Creston/Ohio geboren, arbeitete Sonnedecker zunächst als Redakteur, ehe er von George Urdang (1882-1960), dem Begründer des „American Institute of the History of Pharmacy“, gewissermaßen „entdeckt“ und dazu bewogen wurde, bei ihm Pharmaziegeschichte zu studieren. 1950 erwarb Sonnedecker an der University of Wisconsin in Madison den „Master of Science“ (History of Pharmacy and Science) und 1952 den Ph. D. mit dem Thema „American Pharmaceutical Education before 1900“. Nachdem Urdang das „American Institute“ 1941 gegründet hatte, bekleidete Sonnedecker das Amt des Sekretärs von 1949 bis 1957 und folgte Urdang 1957 als Direktor des AIHP. Die Leitung dieses pharmaziehistorischen Vereins der USA (Urdang hatte den Verein in Anlehnung an deutsche Verhältnisse „Institute“ genannt) hatte Sonnedecker zunächst bis 1973 und dann von 1981 bis 1985 inne. Seine akademische Laufbahn an der „School of Pharmacy“ der University of Wisconsin begann 1952 mit der Einstellung als „assistant Professor“; 1956 avancierte er zum „associate Professor“, bis er schließlich 1960 als „full Professor“ für Geschichte der Pharmazie an der School of Pharmacy lehrte – die klassische Universitätslaufbahn der USA. Neben zahlreichen Studien, die oft auch in der von ihm 1958 gegründeten Zeitschrift „Pharmacy in History“ erschienen, bereicherte Sonnedecker

die Pharmaziegeschichte nicht nur der Vereinigten Staaten durch die vierte Ausgabe des 1976 erschienenen Standardwerks „Kremers and Urdang's History of Pharmacy“. Das gelehrte Leben Glenn Sonnedekers wurde durch drei Ehrendoktorwürden in den USA und der „Schelenz-Plakette“ der Internationalen Gesellschaft gewürdigt. Zudem leitete Sonnedecker als zweiter US-amerikanischer Präsident nach Urdang von 1983 bis 1991 die „Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie“. Auch der in Washington 1983 glanzvoll verlaufene Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie geht auf seine Anregung zurück.

Glenn Sonnedecker war, obgleich überzeugter Amerikaner, immer auch international ausgerichtet. Vielleicht unter dem Einfluß Urdangs, der trotz seiner erzwungenen Emigration keinen Haß gegen Deutschland und die Deutschen nach dem Krieg empfand, war Glenn Sonnedecker mit vielen deutschen Pharmaziehistorikern befreundet, von denen allerdings inzwischen nicht mehr allzu viele unter uns weilen. Die Redaktion der „Geschichte der Pharmazie“ wünscht Glenn Sonnedecker noch weitere gesunde und ertragreiche Jahre.

*W.-D. Müller-Jahncke*

**AKADEMISCHE NACHRICHTEN**

**Düsseldorf,  
Dr. rer. nat. Constanze Schäfer**

An der Mat.-nat. Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf wurde zum Dr. rer. nat. promoviert: Apothekerin Constanze Schäfer mit der Arbeit „Apotheker und Drogist – zur Geschichte einer Konkurrenz“. Die Arbeit stand unter der Leitung von PD Dr. Frank Leimkugel.